

Die Hexen

by Alexander Lernet-Holenia, 1897-1976

Veröffentlicht: 1969



Inhalt

Einführung



Kapitel 1 ... bis ... Kapitel 12

Zum Abschluß



Autobiographische Notiz



Einführung

Erhebliches Aufsehen entstand in der Nacht vom 1. auf den 2. November vergangenen Jahres an der Demarkationslinie, die sich zwischen der Deutschen Bundesrepublik und der Deutschen Demokratischen Republik, der „Zone“, hinzieht, am sogenannten Eisernen Vorhang also, und zwar dort, wo er durch den Harz führt; und schließlich artete der Aufruhr zu einer regelrechten Schießerei mit Maschinenpistolen und Sturmgewehren aus, bei der mehrere Volkspolizisten oder Vopos—denn ohne Hitlersche Abkürzungen geht es auch in dem nun schon bolschewisierten Teil Deutschlands nicht ab—einander zur großen Freude der bundesdeutschen Wachorgane wechselseitig anschossen, ja dabei gab es sogar einen Toten. Die Ursache von alledem war allerdings eine ganze Zeit nicht zu ermitteln, da die Hauptbeteiligten selbst, die in die Sache mitverwickelten Vopos, sich sogar ihren eigenen Vorgesetzten gegenüber spreizten und diesen gar erst recht nicht melden wollten, was eigentlich passiert sei, bis sich am Ende das folgende herausstellte:

Einem der Wachttürme, welche den Stacheldraht etwa wie Hochstände auf einer Rotwildjagd überhöhen, hatte sich gegen 9 Uhr abends eine junge, nur mit einem Regenmantel und einem Kopftuch bekleidete Person genähert, die jedoch, offenbar der Nässe wegen, Schuhe und Strümpfe nicht an den Füßen trug, sondern in die Manteltaschen gesteckt hatte. Es war aber bestimmt keine Bäuerin, Bauernmagd oder etwas dergleichen, dafür war der Regenmantel, wahrscheinlich ein Burberry oder Aquascutum, viel zu gut und neu; und auch das Kopftuch, unter welchem brünette Haare hervorsahen, war auf das geschmackvollste gemustert. Im Begriffe, über den Stacheldraht zu steigen, wobei der Vopo, der auf dem Wachturm stand, sogleich eine starke elektrische Stablampe, eine wahre Röhre, auf sie richtete, enthüllte sie die schimmernde Haut eines Paares Beine, die dem Höchsten Wesen, an welches man diesseits des Eisernen Vorhangs zwar auch schon nicht mehr allgemein, jenseits jedoch überhaupt nicht mehr glaubte, ausnahmsweise besonders gut geglückt waren; ja aus irgendeinem Grunde bildete sich der Vopo auf seinem Turme ein, die Überklettererin des Drahtes sei nicht nur unten, sondern auch oben ohne, das heißt, sie habe unter dem Regenmantel überhaupt nichts an. Ohne sich jedoch über die Symptome davon den Kopf zerbrochen zu haben—denn er fürchtete sogleich, daß diese Reize, deren es in dieser Gegend sonst kaum welche gab, demnächst ganz ungenützt an einer Mine in die Luft fliegen könnten—schrie er von seinem Turme herab: „Wohl wahnsinnlich geworden, Frollein!“ und begann zur gleichen Zeit auch schon von dem Turme herabzuklettern, ist es doch ein großer Irrtum, zu glauben, daß die Menschen, selbst in der DDR, nur böse sind. Sie sind vielmehr überall gut, nicht nur in der DDR, besonders aber dann, wenn etwas, wovon man—vielleicht—ein Vergnügen haben könnte, sozusagen ungenützt auf dem Mist, im Grab oder sonstwo an einem Orte, an dem man dann nichts mehr davon hat, landen könnte.

Nein, erwiderte jedoch die Übersteigerin des Drahtes, wahnsinnig sei sie nicht, obwohl sie hinüberwolle in die DDR. Der Posten, der inzwischen schon ein paar Spanische Reiter beiseite geschoben hatte und an sie herangetreten war, überhörte taktvoll diese Bemerkung und erwiderte bloß, das dürfe sie keinesfalls, und am wenigsten hier und ohne Papiere. Oder ob sie dennoch welche habe? Wenn sie aber welche habe, wozu sie denn dann gerade hier hinüberwolle und nicht zum Beispiel bei Helmstedt, wo alles für solche Fälle vorbereitet sei, obwohl der bundesdeutsche Präsident Lübke, auch wenn er in Helmstedt selbst eine Rede halte, den Namen Helmstedt immer wieder vergesse, was auf einer Schallplatte zur Erheiterung der spätesten Geschlechter unvergänglich festgehalten sei, und so weiter.

Auf diese Art wollte der Posten mit lauter amtlichen Wendungen, wie es eben deutsche Art ist, fortfahren, Konversation zu machen. Die unter ihrem Regenmantel mutmaßlich nackte Schöne aber ließ es nicht zu, daß nicht nur das ostdeutsche, sondern auch überhaupt gemeingermanische Geschwätzigkeitsbedürfnis die Dämme, die ihm durch das Gehege der Zähne gesetzt waren, in diesem Vopo durchbrach. Sie sagte vielmehr, sie habe es eilig, und er solle keine langen Geschichten machen mit Untersuchungen und so, denn es sei ohnedies alles in Ordnung. Was sie aber damit meinte, darüber ließ sie keinen Zweifel. Denn zugleich schlug sie auch schon den Regenmantel auseinander, unter dem tatsächlich alles in Ordnung war, in bester Ordnung sogar; und da sie zugleich ein Regenschauer von oben bis unten traf, glänzte sie, in ihrer Nacktheit, auch von unten bis oben wie Aphrodite, als sie sich in jener Bucht auf Zypern aus dem immer seichter werdenden Meere erhoben hatte und ans Land geplantscht war. Kurzum, fügte sie zu allem Überflusse—denn sie schien es wirklich eilig zu haben—noch an, sie könne auch recht freundlich mit ihm, dem Vopo, sein; weswegen denn der Posten sein Sturmgewehr auf den Rücken nahm und beide, er und sie, tatsächlich keine weiteren Umstände mehr machten.

In eben diesem Augenblicke jedoch kam eine aus zwei weiteren Vopos bestehende Patrouille dazu, was nicht einmal so sehr ein Zufall war, da der Draht immerzu abgeschritten wurde. Die beiden Vopos, die zuerst nicht recht wußten, was da los sei, wunderten sich, dann aber wunderten sie sich nicht weiter, und weil dort die ganze Gegend sonst nur von ungemein unanziehenden Bauernweibern bevölkert war, so gefiel ihnen die Genossin aus der BRD womöglich noch mehr, als sie es ohnedies schon verdiente, und sie wünschten teilzuhaben an dem Vergnügen der beiden; was ihnen denn seitens der Schönen auch ohne weiters gewährt wurde. Denn sie sagte sich, wenn sie nun—was ihr aber allem Anschein nach ohnedies nicht lag—auch noch die Prüde spielen würde, so werde es ihr gar nichts nützen, daß sie dem ersten Vopo gegenüber die Prüde nicht gespielt hatte.

Kurzum, als alles vorbei war, schüttelte sie sich ein wenig, stand vom Boden auf und wollte sich DDR-wärts davonmachen, als den Vopos, die sich ja nun nicht mehr so recht in Sexualnot befanden, das Pflichtbewußtsein einschöß und sie alle dreie riefen: „He! Wohin?“

„Das,“ erwiderte jedoch die Schöne, indem sie sich auch schon in regelrechten Laufschrift setzte und ins Dunkel zu entschwinden begann, „das geht euch einen Dreck an!“ Doch blieb sie dann doch noch einen Moment stehen, da ihr ein Argument eingefallen war, auf Grund dessen sie die Vopos vielleicht hindern konnte,

ihr nachzurennen, und sie schrie sie, zurückgewandt, an: „Und wenn ihr mich etwa festnehmt und zu eurem Obervopo schleppt, so sage ich ihm, was ihr mit mir getrieben habt! Dann wird er euch die Hosen strammziehen, die ihr euch noch immer nicht hinaufgezogen habt, ihr Schweine!“ Sexuell hörig schien sie ihnen durch die soeben erlebten Vorgänge keinesfalls geworden zu sein.

Damit war sie aber auch schon im Regenturm verschwunden.

Ob die dreie nun jedoch zweifelten, sie wirklich noch einholen zu können, oder ob sie darüber empört waren, daß sie ihnen ihre Leidenschaft, von welcher sie so überzeugende Proben abgelegt hatten, auf solche Weise dankte: sie gaben ein paar Schüsse ins Dunkel ab, die wohl nur als Warnungsschüsse gedacht sein mochten, denn sie hatten gewißlich kaum die Absicht, die Urheberin ihres Geschlechtsrausches undankbarerweise auch wirklich zu treffen, obwohl sie von ihr, gleichfalls undankbarerweise, gerade diesbezüglich aufs gröblichste herabgesetzt worden waren. Auf den benachbarten Wachttürmen aber erkannte man die abgegebenen Schüsse als bloße Warnungsschüsse nicht an. Man glaubte dort vielmehr, daß wirklich etwas los sei, und begann, auf gut Glück in die Richtung der gefallenen Schüsse in den Regenturm zu schießen; und die Folge war, daß auch den Leuten auf bundesdeutscher Seite alsbald einige Geschosse um die Ohren zu pfeifen begannen; und als sich die westdeutschen Grenzwachen beschossen glaubten, erwiderten sie das Feuer sogleich. Schon durch einen der ersten Schüsse wurde der Vopo tödlich getroffen, welcher dem Mädchen im Regenmantel gleichsam die jungfräuliche Blüte des Grenzüberganges, wenn auch keine andre, geraubt hatte, so daß er dadurch gleichsam an der sogenannten Euthanasie starb, und auch sonst gab es, wie schon gesagt, beiderseits etliche Verwundete. Denn die Schießerei dauerte ziemlich lange, und wo sich die Grenzposten befanden, wußte man, auf Grund des Umstandes, daß man sich schon so lange gegenüberlag, ganz genau. Wann, o wann wird Deutschland endlich wieder geeint sein, wann wird die deutsche Zerrissenheit endlich nicht mehr ein Verhängnis sein wie etwa die polnische Zerrissenheit, wann wird der Schrei nach unserer deutschen Einheit endlich wieder mehr geworden sein als bloß ein Propagandamittel! Wann wird der Brudermord also schließlich doch enden, wann wird sogar die Tschechoslowakei, in welche die rheinische Schwerindustrie—ach, wie vergeblich!—schon so viel Geld gepumpt hat, zum gemeinsamen deutschen Vaterlande gehören?

Doch dies nur nebenbei. Was sich damals wirklich ereignet hatte, ließ sich später nur noch ganz ungefähr rekonstruieren. Jedenfalls fand man, bei alsbaldigem Durchkämmen der ganzen Gegend, auf bundesrepublikanischer Seite, bei Sankt Andreasberg etwa und bei Braunlage, nichts Verdächtiges, auf dem Gebiete der DDR jedoch, über den Ortschaften Schierke und Elend, ein bergwärts flüchtendes Häufchen von Leuten, die sofort angehalten und festgenommen wurden. Ihnen voraus war ein auffallend gut aussehender Mensch von fünfunddreißig oder vierzig Jahren gerannt, der sich, als man ihn nach Waffen durchsuchen wollte, unter dem Regenmantel als ebenso nackt erwies wie die Person am Eisernen Vorhang, die es mit den drei Vopos getrieben hatte. Nur wirkte er nun, als man ihm auch den Regenmantel abriß, ein wenig zu mager. Befragt, wer er sei, behauptete er, ein Fürst Stolberg, Sohn des Fürsten Botho zu Stolberg, zu sein, der nicht weit vom Orte der Festnahme, in Wernigerode, über ausgedehnten Grundbe-

sitz verfügt habe. Dieser Grundbesitz sei schon seit Jahrhunderten das Eigentum der Stolbergs gewesen, ihnen aber trotzdem im Jahre 1945, binnen dreiviertel Stunden etwa, enteignet worden; und nun sei er also bei Nacht und Nebel herübergekommen, um sich, was ihm weggekommen sei, anzusehen, damit er sich von der Bundesrepublik Deutschland zumindest zu einem geringen Teile zurückgeben lassen könne, was ihm die Deutsche Demokratische Republik weggenommen hatte. Denn das sei schon so, daß schließlich die unidealistischen, dafür aber prosperierenden Staaten für all das zahlen müßten, was die idealistischen, dafür aber nicht prosperierenden Staaten angerichtet hätten, ganz abgesehen davon, daß jetzt ohnedies einem Teil jener kommunistischen Idealisten die ganze Panzerpolitik der russischen Generale zu dumm geworden und die sogenannte Neue Linke gegründet worden sei, während in Rußland selbst einer der Generale nach dem andern zu seinen Ahnen versammelt würde, wenn er welche hätte, was man aber nicht so nennen könne, da sie allesamt bestenfalls von Flickschustern abstammten wie Stalin, und der einzige bessere Mensch unter den russischen Offizieren, nach Tuchatschewskijs Ermordung, der Weltraumflieger Gagarin sei, und so weiter.

Zu allen diesen Äußerungen hätte er sich, in seiner wachsenden Wut, besser nicht hinreißen lassen sollen. Aber es half nichts: trotz des strömenden Regens erhitzte er sich immer mehr, schon der Umstand, daß er Stolberg zu heißen behauptete, hätte genügt, daß er sofort seiner Freiheit beraubt worden wäre, und so kam er denn um so eher in Wernigerode, dem Sitz seiner Väter, die überdies und außerdem auch noch Königstein, Hohnstein, Eppstein, Münzenberg, Breuberg, Lohra und Clettenberg besessen haben wollten, ins Loch.

Dort allerdings stellte sich heraus, daß er in Wirklichkeit gar nicht Stolberg hieß, sondern Vockstätten und eigentlich ein Offizier des Generalstabes der Bundesrepublik war; so daß er sofort unter die schon etwas muffig gewordenen Röcke von unser aller Mütterchen Rußland abgeschoben wurde; und die Verhörenden wandten sich seinen Begleitern zu, die sich unter ihren Mänteln ebenso nackt erwiesen hatten wie Vockstätten und die Schöne an der Demarkationslinie.

Man erinnert sich wohl noch, welche Mühe Witzleben, dem die Hosenträger abgeschnitten worden waren, im Verhör durch Freisler hatte, seine Hosen hochzuhalten, während es sich eigentlich um etwas weit Wichtigeres handelte als um seine Hosen, nämlich um sein Leben nach dem mißlungenen Putsch vom Zwanzigsten Juli. Aber den auf den Hängen über Schierke und Elend Festgenommenen hatten die Vopos die Hosenträger schon deshalb nicht abschneiden können, weil sie, die Festgenommenen, mangels anhabender Hosen entweder überhaupt keine trugen oder weil sie sogar weiblichen Geschlechts waren, so daß sie schon deshalb als Hosenträgertragende nicht in Frage kamen. Sie freuten sich vielmehr geradezu, in dem verhältnismäßig warmen Raume, in welchem sie verhört wurden, nackt herumgehen zu können. Befragt, was sie auf den Hängen des Harzes gesucht hätten, sagten sie, sie hätten in das Restaurant auf dem sogenannten Hexentanzplatz gewollt.—Splitterfasemackt, wie sie seien? schrie der Verhörende.—Na ja, sagten sie, sie hätten doch ihre Mäntel angehabt.—Und darunter?, schrie der Verhörende. Was es denn damit auf sich habe, daß sie darunter nicht das mindeste angehabt?

Kurzum, es stellte sich am Ende heraus, daß sie in allerhand englischen Zeitschriften gelesen hatten, wenn man sich splinternackt auszöge und ins Moor gehe, könne man die schönsten sexuellen Sensationen erleben.—„Das kann man doch,“ schrie der puritanische Anhänger des orthodoxen Kommunismus, „das kann man doch im Bett auch! Wozu muß man denn da, bei nicht mehr als fünf bis sechs Grad über Null, Anfang November im Harz herumrennen?“—Die Angeschrieenen aber zuckten die Achseln und sagten, vielleicht sei das eben doch schöner, und jemand, der an solche Dinge nicht glaube, verstehe es ganz einfach nicht. Kurzum, da es in dieser Gegend kein Moor gäbe, hätten sie eben auf den Harz wollen, auf den schon früher immer die Hexen gekommen seien, um sich dem Teufel hinzugeben, und so weiter—sexuell und, wie das seither Mode geworden sei, auch homosexuell...

„Schweine,“ brüllte der überzeugte Kommunist, danach beruhigte er sich aber allmählich denn doch, betrachtete kopfschüttelnd die Verrückten und behielt am Ende nur diejenigen zurück, welche englische Zeitschriften gelesen hatten, die zu lesen in der DDR verboten war. Die andern aber jagte er, als vollkommene Narren, die sie seiner Ansicht nach waren, zurück über die Demarkationslinie.

„Wenn ihr schon solche Narren seid,“ entschied er, „so sollt ihr wenigstens wieder in die Bundesrepublik! Denn hier haben wir von eurer Sorte ohnedies bereits genug...“

Wir wollen hier nicht zu entscheiden versuchen, ob diese—zumindest vorgeblichen—Narren wirklich die Wahrheit redeten, beziehungsweise zu reden glaubten oder nicht. Gibt es denn Hexen, gibt es keine? Ist es wirklich schöner, mit Zauberern und Teufeln im Bette zu liegen, als mit gewöhnlichen Männern? Oder gibt es etwa gar auch noch sogenannte Wunder, die mit allerhand anderem Hokuspokus Hand in Hand gehen sollen, oder gibt es sie nicht? „Hoho,“ ruft Herodias in der *Salome* aus, „ich glaube an keine Wunder, ich habe ihrer zu viele gesehn!“ Das ist, genaugenommen, auch unser Standpunkt. Aber der Umstand, daß man an etwas nicht glaubt, beweist nicht, daß es das, woran man nicht glaubt, auch wirklich nicht gibt. Doch mag es denn, in Gottes Namen, auch nicht vorhanden sein: das Amt des Berichterstatters ist es nicht, die Dinge zu untersuchen, sondern, wie schon der Name sagt, von ihnen Nachricht zu geben.

Und damit wollen wir auf den folgenden Seiten beginnen.

Kapitel 1

In der Nähe einer kleinen, aber nicht unbedeutenden deutschen Stadt, deren Namen ich jedoch nicht angeben möchte, weil mir das Thema dafür zu heikel scheint, hatte ich eine Panne. Ich ließ mich also in die Stadt schleppen; und während der Wagen wieder instand gesetzt wurde, besuchte ich, weil ich nicht wußte, was ich anders tun sollte, eine der Juwelenausstellungen, deren es dort etliche gibt. Denn die Stadt ist ein beachtlicher Umschlagplatz für Schmuck.

Die Ausstellung, in die ich trat, war in einem einzigen großen Raum untergebracht, der im Halbdunkel lag. Beleuchtet waren bloß die Vitrinen, so daß das

Ganze etwa den Eindruck eines Aquariums machte, nur daß, anstatt Fischen, eine Fülle von Steinen zu sehen war: Türkise, Mondsteine, Aquamarine, Saphire, Berylle, Turmaline und anderes mehr, doch auch Korallen und Perlen.

Es gab, ringsumlaufend wie kleine Schaufenster, etwa vierzig dieser in die Wände eingelassenen Vitrinen; und als ich bei der fünften oder sechsten Vitrine angelangt war, bemerkte ich eine junge Person, die, mit einem Katalog in der Hand, vor mir herging und mir schon auf den ersten Blick sehr gut gefiel.

Sie blieb vor jeder Vitrine stehen und sah zuerst in die Vitrine, dann in den Katalog und schließlich wiederum in die Vitrine. Die Röcke wurden damals noch ein wenig länger getragen als heute, und wenn sie stehenblieb und sich auf das eine Bein stellte, fielen ihr die Falten des Rocks auf die Wade des andern, halb herangezogenen Beins, womit sie gleichsam auf den zweigeteilten, außen stärkeren und innen schwächeren Wadenmuskel wie auf etwas höchst Anziehendes hinwies.

Bei Vitrine 13 sprach ich sie an.

„Würden Sie mir erlauben,“ sagte ich, „einen Blick in Ihren Katalog zu tun?“

Sie sah mich flüchtig an, ohne im mindesten zu verraten, daß sie meine wahre Absicht erriet.

„Sie könnten sich ja auch einen Katalog kaufen,“ sagte sie.

„Das wäre aber nicht der Zweck der Übung,“ sagte ich; worauf sie mir den Katalog, nicht gerade zuvorkommend, hinreichte.

Ich gab's aber trotzdem nicht auf; und als sie vor die Vitrine 14 hintrat, las ich ihr vor, was im Katalog über diese Vitrine stand.

Das wiederholte ich auch bei den folgenden Vitrinen, ohne daß sie mir Antwort gegeben hätte.

Etwa bei Vitrine 19 aber wurde sie insofern aufmerksamer, als sie zwar noch immer nicht mich, wohl aber eine Gruppe von Herren ins Auge faßte, die sich vor den Vitrinen 22 bis 26 angesammelt hatten.

Es waren dies die Glaskästen, in denen, wie ich später feststellte, die Diamanten ausgestellt waren.

Sie nahm nämlich die Vitrinen 20 und 21 gar nicht mehr in Augenschein, sondern trat an die Herren heran; und ich folgte ihr.

Dabei sah ich, daß die Vitrinen, vor denen die Herren standen, die Diamanten in allen Stadien enthielten, in denen man sie gefunden und zu denen man sie geschliffen hatte. Ja, ich bemerkte sogar ein schräg aufgestelltes Samtbrett, auf welchem naturgetreue Nachbildungen der größten Brillanten der Welt überhaupt zu sehen waren: etwa des 530karätigen Cullinan, des 199karätigen Orlow, des 160karätigen Koh-i-noor und vieler anderer.

Die Herren aber, die mir aus irgendeinem Grunde Fachleute, das heißt Juwelie-re oder Edelsteinhändler, zu sein schienen, unterhielten sich vor allem über einen Stein, der in Vitrine 24 zu sehen war.

Er saß auf einem entzückenden Dreifüßchen aus Silber oder Platin und war als Rundbrillant geschliffen, das heißt: er stellte sich nach oben als runde Rose dar und lief nach unten in eine Spitze aus. Er war deutlich gelb, und sowohl der Katalog wie auch ein Täfelchen, das an den Dreifuß gelehnt war, bezeichneten ihn als den 40,46karätigen „Stern von Florenz“.

Der Stein war nicht eine Nachbildung, sondern das Original, das einen eminenten Wert haben mußte.

Es waren vier oder fünf Herren, die sich über den „Stern von Florenz“ unterhielten, das heißt: einer von ihnen, der auch Veranlassung zum gemeinsamen Besuch der Ausstellung gewesen sein mochte, hielt den andern eine Art von Vortrag über den Stein.

Er war etwa das, was man auf dem Theater einen Bonvivant in den besten Jahren genannt hätte, und verriet durch die Zielstrebigkeit seiner Ausführungen und durch die Opulenz seiner Erscheinung, daß er nicht nur Geschäfte zu machen, sondern seine Gewinnste aus diesen Geschäften auch auf ein gutes Leben anzulegen wußte.

„Der Katalog,“ sagte er und schwenkte ihn vor den Augen seiner Zuhörer, „der Katalog führt zwar aus, daß dieser Stein“—wobei er auf den „Stern von Florenz“ wies—„vor etwa 350 Jahren aus Indien gekommen ist, ja er stellt dies sogar als einen Beweis dafür hin, daß Diamanten auch farbig sein können. Nun aber können zwar Diamanten in allen möglichen Farben aus Indien kommen, nur nicht gelbliche oder bräunliche. Diese letzteren kommen vielmehr ausschließlich aus Brasilien. Doch wem sage ich das!“ wandte er sich mit der Andeutung einer weltmännischen Verbeugung zurück an die Herren, die, offensichtlich als Sachverständige, geschmeichelt nickten und ein beifälliges Gemurmel ertönen ließen. „Es ist also anzunehmen,“ fuhr er fort, „daß der Katalog, der ja gleichfalls von Fachleuten verfaßt ist, die wahre Herkunft des *Sterns von Florenz*, zumindest für Laien, verschleiert, oder mit andern Worten: daß etwas mit diesem sogenannten *Stern von Florenz* nicht stimmt.“

Bei diesen letzteren Worten merkte ich, daß meine Begleiterin, oder vielmehr die junge Person, zu deren Begleiter ich mich gemacht hatte, den Kopf hob; und zugleich bildete ich mir ein, eine leichte Bewegung gehe durch ihre ganze Gestalt.

Sie schien also eine Neigung für Dinge zu haben, „die nicht ganz stimmten“.

Doch auch auf die Gruppe der Herren machte die Eröffnung des Bonvivants deutlichen Eindruck.

„Wie meinen Sie das?“ fragte ihrer einer, dessen besonders sorgfältig geputzte Brillengläser ihm einen stechenden Blick verliehen und zur Urbanität seiner übrigen Erscheinung nicht recht paßten, ja ihn etwas wie einen Oberlehrer scheinen ließen, der gerade entdeckt hat, daß in der letzten Bank geschwätzt wird.

„Wie ich es sage,“ erwiderte der Bonvivant. „Der sogenannte *Stern von Florenz*—und ich betone nochmals das Wort *sogenannt*—ist nicht aus Indien, sondern aus Brasilien gekommen, und ich frage mich, warum der Katalog diesen Umstand verschleiert.“

Bei diesen Worten sahen alle einander an, und auch meine Begleiterin sah mich an, das heißt, sie warf auf mich einen raschen, aber deutlich prüfenden Blick von oben bis unten.

„Nun,“ sagte schließlich einer der drei andern Herren, die mit dabeistanden, „warum verschleiert der Katalog diesen Umstand, zumindest Ihrer Meinung nach, mit Absicht?“

„Ich glaube es zwar zu wissen,“ sagte der Bonvivant, „möchte aber den—möglicherweise besseren—Einsichten der Herren nicht vorgreifen.“

Da die Herren jedoch keine andern Einsichten—weder bessere noch schlechtere—zu haben schienen, äußerte sich nun auch der vierte der Herren dahingehend,

daß er sagte: „Wie wär's also, wenn man jemanden von der Firma selbst fragen würde, wie es sich in Wirklichkeit mit der Provenienz dieses Steines verhält?“

Worauf der Bonvivant erwiderte: „Fragen können wir ja,“ und sich an den fünften Herrn wandte, der mir durch seine Drahtigkeit schon aufgefallen war, und sagte:

„Herr von Stechow, würden Sie wohl den einen oder anderen Angestellten der Firma zu uns bitten?“

Daraufhin nahm Herr von Stechow den Magen herein, sagte: „Bitte sehr,“ und entfernte sich.

Mir war sogleich klar, daß dieser zweifellos aus der DDR ausgewichene Edelmann von seinen wirtschaftlich glücklicheren Konnationalen aus der Bundesrepublik bloß zu allerhand geringfügigen Handreichungen herangezogen wurde.

In der Pause, die nun entstand, sah ich meine Begleiterin an. Sie aber schien, wieder einmal, alles Interesse an mir verloren zu haben und erwiderte meinen Blick nicht. Vielmehr beugte sie sich, während wir warteten, vor, wie übrigens auch alle andern Personen unserer Gruppe, und betrachtete den Stern von Florenz mit vermehrtem Interesse.

Der Stein kam mir zwar vollkommen klar, aber in der Tat auffallend gelb vor, wenngleich eigentlich keine Rede davon sein konnte, daß er „bräunlich“ gewesen wäre. Auffällig war auch die Länge seiner nach unten reichenden Spitze. Zwar verstand ich nichts von Brillanten, aber aus irgendeinem Grunde, vielleicht weil der Stein wie mit einem Putzmittel gesäubert, ja gleichsam poliert, funkelte, hielt ich die Art, auf die er geschliffen war, für eine äußerst moderne. Hierüber sagte der Katalog meiner Begleiterin, in dem ich zu blättern begann: „Der rundgeschliffene Diamant ist der beliebteste und der gebräuchlichste.“ Übrigens war neben dem Stern von Florenz auch ein Diamant ausgestellt, welcher vollkommene Würfelform hatte. Hierüber sagte der Katalog: „Zahlreiche Stücke unserer Ausstellung dürfen den Titel der Einmaligkeit für sich beanspruchen, so zum Beispiel ein durch Natureinflüsse exakt geformter Diamantwürfel von 33 Karat.“ Mit Verdacht erfüllt, wie mich der Bonvivant aber schon gegen den Stern von Florenz hatte, kam es mir nun auch sehr merkwürdig vor, daß die Natur einen genauen Diamantwürfel gebildet haben sollte. Wer mochte wissen, wieso dieser Diamantwürfel wirklich ein Würfel war!

Diese meine Bedenken wurden auch alles eher als zerstreut, als Herr von Stechow mit einer sehr gut aussehenden jungen Dame zurückkam, die mir, bei meinem Eintreten, schon im Vorraum aufgefallen war. Der Bonvivant fragte sie, ob sie uns über die Geschichte des Sterns von Florenz Auskunft geben könne. Nein, das könne sie leider nicht, erwiderte die junge Dame mit dem gefälligsten Lächeln. „Aber,“ sagte der Brillenträger, „so gut wie alle Steine, die über zwanzig oder, äußersten Falles, fünfundzwanzig Karat wiegen, haben doch eine Geschichte!“— „Gewiß,“ sagte die junge Dame, „doch der Stern von Florenz hat trotzdem keine.“ Dabei lächelte sie wiederum vollkommen nichtssagend.

Nun jedoch mischte, zum allgemeinen Erstaunen, auch ich selbst mich ein und sagte: Wenn die junge Dame schon die Geschichte des Sterns von Florenz nicht wisse, so werde sie uns wenigstens sagen können, was für eine Geschichte der daneben ausgestellte Brillantwürfel habe. Denn auch der wiege über 25, das heißt 33 Karat. Darauf nickte der Bonvivant zwar beifällig, aber die andern gaben gar

nicht weiter auf meinen Einwurf acht, und der Brillenträger fragte: Woher denn die Firma den Stern von Florenz überhaupt habe. Das, zumindest, werde die junge Dame doch wissen. Worauf die junge Dame entgegnete: Nein, das wisse sie leider auch nicht.

Das sagte sie, von neuem lächelnd, mit solcher Glätte, daß ich förmlich den Eindruck hatte: bei einem Rendezvous würde sie einem fortwährend aus den Händen schlüpfen und, etwa wie ein Fisch, auf dem Boden umherschellen. Doch mochte ihre Antwort auch ihr selbst zu wenig aufschlußreich scheinen, denn sie fügte an: Woher der Stein sei, darüber könnten wohl nur die Chefs Auskunft geben. Das Personal, jedenfalls, wisse nichts davon. Worauf der Bonvivant erwiderte: Ob uns mithin einer der Chefs das Vergnügen machen könne, einige Fragen zu beantworten?

Um mich also kurz zu fassen, so erschien alsbald der Juniorchef und sagte, sein Vater sei leider verreist, was er um so mehr bedaure, als nur dieser, der den Stein vor einiger Zeit gekauft habe, Auskunft über die Herkunft des Steines geben könne. Denn wer der Verkäufer gewesen sei, wisse er, der Juniorchef, nicht. Hingegen freue er sich, unter den anwesenden Herren den einen oder andern als einen wenngleich leider nur flüchtig Bekannten aus der Branche begrüßen zu können.

Daraufhin kam es allgemein zu leichten Verbeugungen, und der Juniorchef fügte hinzu: Alles, was er selber sagen könne, sei, bedauerlicherweise, mithin nur das, was ohnedies im Katalog stehe, nämlich daß der Stein vor etwa 350 Jahren aus Indien gekommen sei; und danach werde er wohl durch verschiedene Hände gegangen sein wie so und so viele andre Steine auch. Wer aber die Besitzer gewesen, habe sich nicht mehr ermitteln lassen.

Damit gab sich der Bonvivant, zu meinem Erstaunen, zufrieden.

„Vielen Dank, Herr Gemmologe,“ sagte er, und ich dachte fürs erste, daß der junge Mann wirklich Gemmologe heiße, etwa wie man in Griechenland Paleologue und in Ostpreußen Latheit oder Kaludrichkeit hieß, wohingegen es in Wirklichkeit etwas wie ein akademischer Grad war, staatlich geprüfter Gemmologe zu sein. „Vielen Dank für Ihre freundliche Auskunft, die, zumindest nach Möglichkeit, erschöpfend ist. Es bleibt uns also nur übrig, unser Bedauern über den Umstand auszusprechen, daß Ihr Herr Vater nicht anwesend ist. Wollen Sie ihm jedoch bitte unsere besten Empfehlungen bestellen!“

Und damit kam es wieder zu allerhand leichten Verbeugungen, worauf sich der Juniorchef zurückzog.

„So,“ sagte der Bonvivant, als jener gegangen war, „das wollte ich nämlich nur wissen. Denn es ist vollkommen lächerlich zu glauben, daß über einen Stein von dieser Größe nicht einmal die Bücher der Firma Auskunft geben sollen. Von wem er gekauft worden ist, müßte die Firma wenigstens wissen. Aber gerade dies nicht zu sagen, ist den Leuten wahrscheinlich wesentlich wichtiger, als zu verschweigen, woher der Stein stammt und wo er die restlichen drei Jahrhunderte gewesen ist.“

Ich wunderte mich sehr, daß sich der Bonvivant auf einmal so direkt ausdrückte, und auch die übrigen alle sahen einander an. Wahrscheinlich war er viel tem-

peramentvoller, als es sein ein wenig an den General de Gaulle gemahnender Bauchmagen vermuten ließ.

„Und was also,“ fragte schließlich der Brillenträger, „wollen Sie mit dem allem sagen?“

„Damit,“ sagte der Bonvivant, „will ich sagen, daß der Stein weder aus Indien gekommen noch 350 Jahre alt, sondern daß er aus Brasilien gekommen und, zumindest in der Form, in der wir ihn hier vor uns haben, höchstens dreißig oder vierzig Jahre alt ist, was ich von allem Anfang vermutet habe und was mir der junge Herr soeben, allerdings ohne es zu wollen, bestätigt hat.“

„Und was für eine Form,“ fragte der eine der beiden Herren, die, außer uns selbst, bisher am schweigsamsten gewesen waren, „was für eine Form hat er denn, zumindest Ihrer Meinung nach, früher gehabt?“

„Tropfenform,“ erwiderte der Bonvivant, „und zwar eine mindestens dreimal so große.“

„Tatsächlich?“ sagte der andre der zwei Schweigsamen. „Und wieso das?“

„Weil dieser Stern von Florenz,“ sagte der Bonvivant, „etwas weniger als ein Drittel eines tropfenförmigen Brillanten von etwas mehr als 137 Karat ist, den man, da er im ganzen nicht zu verkaufen gewesen wäre, in drei Teile zerschnitten hat, um wenigstens die Teile einzeln losschlagen zu können.“

Daraufhin entstand wiederum eine Pause, die am Ende dadurch unterbrochen wurde, daß Herr von Stechow in allerdings ganz unfachmännischer Weise fragte:

„Meinen Sie etwa den *Regent*?“

„Ach wo!“ sagte der Bonvivant. „Der hat ja über 140 Karat; und dann können Sie sich ja auch von seiner unzerschnittenen Weiterexistenz in Paris jederzeit selbst überzeugen.“

„So daß es sich also,“ sagte der Brillenträger, wobei seine Brille ganz besonders funkelte, „auch nicht um ein Stück des *Tiffany* oder des „*Südsterns*“ handeln kann, sondern nur um eines des—“

„Ja,“ sagte der Bonvivant, „des—“

„Wozu allerdings auch die Farbe passen würde, obwohl es heißt, der sei eigentlich von einem etwas helleren Gelb gewesen.“

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte der nach wie vor ahnungslose Herr von Stechow, „aber ich weiß noch immer nicht, um welchen Stein es sich eigentlich—“

„Handelt?“

„Ja.“

„Also in Gottes Namen,“ sagte der Bonvivant, und nachdem er einen Blick auf meine Begleiterin und mich geworfen hatte, beugte er sich zu Herrn von Stechow und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Dabei nickten alle andern, nur auf Herrn von Stechow schien die Mitteilung keinen besonderen Eindruck zu machen, oder sie bewirkte bei ihm zum mindesten keine nennenswerte Erleuchtung, und auch meine Begleiterin sah mich denn nun doch wiederum an, und auch ich sah sie an, aber aus ihrem Gesichtsausdruck und, wie ich glaube, auch aus dem meinen war nicht zu schließen, daß wir uns einen Reim auf die Mitteilungen des Bonvivants zu machen vermocht hätten.

Doch entriß uns Herr von Stechow der Verlegenheit, uns nach dem vor uns verheimlichten Steine näher erkundigen zu müssen. Er erkundigte sich nämlich selbst danach, indem er fragte:

„Und wer hat denn diesen... diesen Stein so barbarisch—“

„Zerschnitten?“

„Ja. Denn durch das Zerschneiden müssen doch die Wertverluste ganz enorme gewesen sein, da ja der Wertzuwachs der Karate, den der Stein, durch seine Größe, im Quadrat und im Kubus aufgewiesen haben muß—“

„Verlorengegangen ist?“

„Allerdings.“

„Also zum reinen Spaßvergnügen,“ sagte der Bonvivant, „haben ihn die Aschenfelds gewiß nicht zerschnitten.“

„Die wer, bitte?“

„Die Aschenfelds,“ sagte der Bonvivant. „Das par nobile fratrum Jacques und Joseph Aschenfeld in Paris—“

„Wie, bitte?“ fragte Herr von Stechow wiederum.

„Das edle Brüderpaar, in dessen Hände der Stein geraten war.“

„Und wieso, um Gottes willen, war er in die Hände dieser Barbaren—“

„Geraten?“

„Jawohl!“

„Ja, also,“ sagte der Bonvivant, „ein einziger Stechow fragt mehr, als vier Juweliere beantworten können. Wahrscheinlich ist der Stein auf ziemlich unrechtmäßige Weise in die Hände dieser Barbaren, wie Sie sie nennen, gelangt, wie es denn überhaupt das Los dieses Steins—und zwar nicht nur des Drittels, das war hier vor uns haben, sondern des ganzen Steines—gewesen zu sein scheint, immerzu bloß auf unrechtmäßige Weise in andre Hände zu geraten, nämlich teils verloren und von jemand anders als von seinem rechtmäßigen Besitzer wiedergefunden und weiterverkauft, teils überhaupt unerlaubterweise mitgenommen, um nicht geradezu zu sagen: entführt und unter der Hand verkauft, beziehungsweise ebenso unter der Hand angekauft zu werden—“

Bei diesen Worten nickten wiederum alle mit Ausnahme von Herrn von Stechow, meiner Begleiterin und mir. Man schien also, im großen und ganzen, durchaus zu wissen, worauf der Bonvivant anspielte. Aber ob es auch meine Begleiterin wußte oder nicht wußte: sie tat auf einmal etwas sehr Merkwürdiges. Während sie mir nämlich bisher nur allzu deutlich zu erkennen gegeben hatte, daß ich ihr nichts, aber schon gar nichts bedeutete, suchte sie während der letzten Worte des Bonvivants mit ihrer Hand, im Halbdunkel, die meine und drückte sie, wie ich mir zumindest einbildete, zärtlich; worauf auch ich mich beeilte, ihre Hand zärtlich zu drücken, ja ich zog sie, nämlich die Person selber, nachdem ich mein Erstaunen über die unerwartete Veränderung ihrer Einstellung zu mir was weniges überwunden hatte, näher zu mir heran und legte ihr meine Hand um die Hüften, wobei ich konstatierte, daß dieselben ungemein schlank und auch ihr Busen, den ich fühlte, durchaus wohlgeformt war, wenn anders mich nicht einer von jenen verdammten Busenhaltem täuschte; und sie ließ sich's, obwohl sie mich nicht ansah, sondern gespannt zu erwarten schien, was weiterhin gesagt werden würde, ohne weiters gefallen.

„Aber, ich bitte Sie,“ sagte unterdessen Herr von Stechow zum Bonvivant, „woher wollen Sie denn diese ganze unglaubliche Geschichte wissen!“

„In Fachkreisen,“ sagte der Bonvivant, „ist sie bekannt genug.“

Und wiederum nickten die Zuhörer.

„Nur,“ setzte der Bonvivant hinzu, „wußte man nicht, wohin die Drittel geraten seien. Jetzt aber wissen wir, wohin zumindest eins der Drittel geraten ist. Nämlich hierher. Und zwar ist's das oberste Drittel.“

„Das oberste?“

„Ja. Oder mit andern Worten: die—jetzt allerdings nach unten gerichtete—Spitze des riesigen Steins; und das, was jetzt oben ist, ist die eigentliche, rundum abgeschrägte Schnittfläche nach unten zu. Von ihrer Mitte aus aber führte, senkrecht darauf, eine weitere Schnittfläche, die den Rest des Steins in zwei gleich große Stücke von wiederum je etwa vierzig oder fünfundvierzig Karat spaltete; und bisher hat man nicht, oder wenigstens habe ich selbst nicht ermitteln können, wohin diese weiteren Stücke gekommen sind. Da aber dieser *Stern von Florenz* hier gleichfalls, vor allem durch seine Farbe, verrät, von welchem Stein er ein Drittel sein muß, müssen sich auch die zwei andern Drittel durch ihre Farbe verraten. Zudem ist ja auch der Name *Stern von Florenz* verräterisch genug und deutet auf den Namen des ganzen Steines.“ Hier—ich muß es gestehen—wurde ich endlich der fortwährenden Verschleierungen müde. Indem ich also die Hüfte meiner Begleiterin losließ, trat ich vor und sagte:

„Gestatten Sie, daß ich mich mit Ihnen bekannt mache. Ich heiße Noville. Ich bin nur ganz zufälligerweise hier, habe Ihre Ausführungen aber mit besonderem Interesse verfolgt, obwohl ich nun eigentlich nicht viel klüger bin als zuvor—“

„Und ich,“ warf Stechow ein, „im Grunde auch nicht—“

„Nun, sehen Sie wohl!“ wandte ich mich wieder an den Bonvivant. „Wenn es Ihnen also nicht sehr unangenehm ist, so würden Sie mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie mir—und wohl auch Herrn von Stechow—sagten, was für ein Stein unter allen Steinen das war, von dem wir hier ein Drittel vor uns haben—was Sie ja um so eher tun können, als dieses Drittel in aller Öffentlichkeit ausgestellt ist und als man's hier keinesfalls verheimlicht—“

Der Bonvivant sah mich einen Moment lang an, dann zuckte er die Achseln.

„Ja also,“ sagte er, »die Menschen sind nun einmal eitel, und wie sich die Frauen auf ihre Busen und Beine etwas einbilden, so bilden sich die Juweliere auf die guten Geschäfte etwas ein, die sie bei den Einkäufen ihrer Steine gemacht haben—selbst dann, wenn es sich bei diesen Ankäufen nicht immer um ganz stubenreine Ware gehandelt hat... Kurzum, da sich diese Firma hier nicht einmal entschließen konnte, auf die Anspielung zu verzichten, die im Namen *Stern von Florenz* liegt, so kann ich Ihnen ja wirklich auch sagen, daß es sich bei diesem Stein aller Wahrscheinlichkeit nach um eins der Drittel des sogenannten *Florentiners* handelt, den Sie nebenan, in Nachbildung und daher auch unzerschnitten, in seiner ursprünglichen Größe und Gestalt sehen können.«

Dabei wies er, nicht ohne eine gewisse Befriedigung, auf das Samtbrett mit den Nachbildungen der größten bekannten oder auch bloß bekannt gewesenen Edelsteine. Denn da waren auch Steine mit nachgebildet, von denen man schon seit geraumer Zeit nichts mehr wußte, so zum Beispiel der sogenannte „Großmogul“, der 279 Karat wog oder gewogen hatte und dessen Verschwinden dadurch erklärt wird, daß er zu einem andern der großen historischen Diamanten umgeschliffen worden sein soll; dann der Koh-i-noor und der Orlow in ihren alten und in ihren neuen Formen, von denen der erstere sich jetzt im britischen, der letztere im russischen Kronschatz befindet, zumindest soweit man vom Vorhandensein eines sol-

chen überhaupt noch reden kann. Aber dies alles erfuhr ich, im einzelnen, erst viel später. Damals jedoch konnte ich mir nicht einmal unter dem gleichfalls verschwundenen „Florentiner“ etwas vorstellen; und ich bat den Bonvivant um weitere Aufschlüsse, wobei ich mich bemühte, mich so auszudrücken, daß es möglichst fachmännisch, das heißt möglichst wenig albern klang.

„Also, es wird behauptet,“ sagte er, „schon im fünfzehnten Jahrhundert habe der *Florentiner* dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund gehört; und da dieser Fürst den Edelsteinen allerhand magische Wirkungen zuschrieb, nahm er die prominentesten seiner Steine mit in die Schlachten, weil er glaubte, daß sich der Sieg an derlei Juwelen heften werde. Aber der Sieg dachte gar nicht daran, sich an den *Florentiner* zu heften, im Gegenteil: in der Schlacht bei Granson, die der Herzog nicht nur schlechthin verlor, sondern geradezu mit Pauken und Trompeten, verlor er obendrein auch noch den *Florentiner*; und ein Schweizer Kriegsknecht, der ihn fand, hielt ihn für Glas und warf ihn unter einen Troßwagen. Danach jedoch besann er sich eines besseren, hob ihn wieder auf und verkaufte ihn an einen Pfarrer um einen Gulden; und der verkaufte ihn wiederum um drei Franken an die Berner, die ihn schon an einen durchreisenden Kaufmann um viertausend Gulden weiterverkauften. Der Kaufmann verkaufte ihn dann bereits für ein paar tausend Dukaten weiter, und danach gelangte der Stein, indem er immer teurer und teurer wurde, über die Fugger und den Herzog Lodovico il Moro an das Haus Medici in Florenz, woher er auch den Namen hatte, oder vielmehr seine zwei Namen; denn er hieß nicht nur der *Florentiner*, sondern auch der *Herzog*, beziehungsweise *Großherzog*, da die Mediceer ja Herzoge, beziehungsweise Großherzoge von Toskana gewesen sind.“ Damit machte der Bonvivant eine Pause, und ich sagte:

„Es ist aber auch wirklich wahr, daß man nichts verkaufen soll. Denn immer machen dann bloß die andern ein Geschäft damit.“

„Sagen Sie das nicht,“ wandte jedoch Herr von Stechow ein. „Denn wenn ich mein Besitztum in der Mittelmark rechtzeitig verkauft hätte, so besäße ich wahrscheinlich wenigstens noch das Geld. So aber springen jetzt bei mir zu Hause bloß die DDR-Leute herum.“

„Bei meinem Halbbruder, der ein Gut in Thüringen hatte, allerdings auch,“ versuchte ich ihn zu trösten.

Daraufhin warf mir Herr von Stechow, wie einem sozusagen mitenteigneten Großgrundbesitzer, einen Blick voll wachsender Hochachtung zu, aber der Bonvivant streifte uns beide, unserer wirtschaftlichen Untüchtigkeit wegen, bloß mit einem Blicke, der wenig Hochachtung ausdrückte, und fügte hinzu:

„Wenn Sie aber mich fragen, so ist das alles Blödsinn.“

„Wie, bitte?“ sagte ich.

„Ich meine: diese Sage um den Florentiner. Denn—ich habe es ja schon gesagt—gelbliche Steine wie er und wie dieses sein Bruchstück dahier“—wobei er wiederum auf den „Stern von Florenz“ wies—„können gar nicht aus Indien, sie müssen aus Südamerika gekommen sein; und da Südamerika zur Zeit Karls des Kühnen noch gar nicht entdeckt war, sondern erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts entdeckt worden ist, so kann auch der Florentiner nicht früher aufgetaucht sein; und in der Tat taucht er—nämlich nachweisbar—erst im siebzehnten Jahrhundert auf. Damals hat ihn ein berühmter Reisender jener Zeit, ein gewisser Ta-

vernier, in Florenz gesehen und erstmalig beschrieben. Als die Mediceer aber ausstarben, wurde Franz Stephan von Lothringen mit Toskana belehnt und gelangte durch das Testament der letzten Mediceerin auch in den Besitz des Florentiners. Zwar hatte diese Erbin der Mediceer, die sogenannte Contessa Palatina, trotzdem auch testamentarisch verfügt, nichts von den mediceischen Sammlungen, und folglich auch weder die Juwelensammlung noch der Florentiner selbst, dürfe aus Toskana weg—Franz Stephan aber kümmerte sich nicht darum, und als er Maria Theresia heiratete, nahm er den Stein ganz einfach mit.“

„Woher Sie das alles wissen!“ sagte ich.

„Das,“ sagte er, „weiß ich daher, daß mir der *Stern von Florenz* schon seit längerer Zeit, nämlich nach allem, was man mir von dieser Ausstellung hier erzählte, suspekt vorkam und weil ich mich somit nach dem *Florentiner* erkundigte. Kurzum, wenngleich Franz Stephan kein Recht dazu hatte, nahm er den Stein mit nach Wien, und deswegen verlangten ihn die Italiener zweihundert Jahre später, laut § 195 des Friedensvertrags von Saint-Germain, wieder zurück. Aber sie bekamen ihn nicht annähernd wieder, denn inzwischen hatte ihn schon Karl von Österreich, der letzte Kaiser, nachdem er abgesetzt worden war, mit in die Schweiz genommen. Das war, sozusagen, die zweite Entführung des Steines. Die dritte Entführung aber fand statt, als sich auf einmal die von mir schon erwähnten Brüder Aschenfeld des Steines bemächtigten und ihn zerstückelten. Denn auf einwandfreie Weise können sie gar nicht in den Besitz des Steines gelangt sein, weil sie ihn ja, anders, auch gar nicht zerstückt hätten, um ihn unkenntlich zu machen; so daß also auch der Ankauf des *Sterns von Florenz* durch diese Firma hier eine alles eher als klare Sache gewesen sein dürfte; weshalb man uns ja auch nicht sagen will, woher man ihn hat.“

Daraufhin sahen wir alle einander an, und erst nach ein paar Augenblicken setzte er hinzu: „Allerdings soll der älteste Sohn Kaiser Karls den *Florentiner* noch im Jahre 1938 um zwei Millionen Reichsmark in Amsterdam zum Verkauf ausgebaut haben. Aber das ist unwahrscheinlich, denn damals hatten die Aschenfelds den Stein schon zerschnitten. Jener Erzherzog könnte also, bestenfalls, nicht mehr den ganzen Stein ausgebaut haben, sondern bloß eines seiner Drittel, zum Beispiel diesen *Stern von Florenz* hier, und zwar vielleicht sogar im Einverständnis mit den Aschenfelds—“

„Sie meinen?“ sagte ich. „Im Einverständnis mit solchen—“

Doch zuckte er bloß die Achseln und sagte: „Wir leben ja nicht mehr im achtzehnten Jahrhundert, sondern im zwanzigsten. Obwohl ja auch schon im achtzehnten jener Franz Stephan, wie ich Ihnen mitzuteilen bereits die Ehre hatte, der Contessa Palatina diesen *Florentiner*, um den es sich uns die ganze Zeit handelt, zabraliert hat—“

„Zabra—wie, bitte?“

„Zabraliert—wenn Sie wissen, was das ist.“

„Ach so!“ sagte ich. Denn mir fiel plötzlich ein, was dieses Wort im Osten, auf polnisch oder ruthenisch, bedeutete. Nur schien es mir nicht ganz angemessen, es in diesem Zusammenhang mit der Handlungsweise eines Kaisers zu verwenden. Immerhin war mir auf einmal klar, was für ein Landsmann der Bonvivant war.

„Und diese Firma hier,“ fuhr er fort, „hat den Stein, beziehungsweise dieses Drittel, gekauft, redet aber nicht gern davon—“

„Was sagt man!“ staunte ich. „Die Sache geht mir nämlich nahe, weil ich ja selber—“

„Nun?“

„Aber lassen wir das! Was, vielmehr, gedenken nun Sie selbst zu tun?“

„Nichts,“ sagte er. „Denn ich habe ja keine Veranlassung, dieser Fülle von schiefen Stößen nachzugehen. Es genügt mir, mit meinen Vermutungen recht behalten zu haben. Zudem kann ich ja auch den Kollegen hier, selbst aus einem verhältnismäßig nicht uninteressanten Anlaß wie diesem, nicht in den Rücken fallen.“

„Etwa,“ konnte ich mich einzuwerfen nicht enthalten, „etwa damit Ihnen dann auch die Kollegen nicht aus einem ähnlichen, nicht uninteressanteren Anlaß in den Rücken fallen—“

„Ja,“ lachte er, „oder so ähnlich. Mögen also alle bei dieser Transaktion persönlich Geprellten, von den Mediceern angefangen über das Haus Habsburg bis zur Republik Österreich, selber dazusehen, wie sie wieder zu ihrem Rechte kommen—mich geht's nichts an. Oder, wenn Ihnen das besser gefällt: ich hätte nichts davon; und es sollten einen immer nur Dinge angehen, von denen man etwas hat—“ Und während ich darüber nachzudenken begann, ob etwa ich selber etwas davon haben würde, wenn ich mich mit diesen Dingen beschäftigte, machte er auch schon wieder die Andeutung einer leichten Verbeugung, auch seine Begleiter verbeugten sich, und danach verließ er mit ihnen die Ausstellung. Nur meine Begleiterin und ich blieben stehen.

Und wir sahen einander an.

Kapitel 2

Es wäre möglich gewesen, daß ich die Panne in der Nähe einer andern Stadt gehabt hätte; oder ich hätte auch in eine der andern Juwelenausstellungen gehen können, deren es ja noch diese oder jene in der Stadt gab. Aber ich war trotzdem gerade in diese Ausstellung hier geraten—„dem Reuchlinhause gegenüber“. Ob es sich freilich bezahlt machen würde, daß ich gerade hierher geraten war? Zum mindesten war's nicht uninteressant gewesen. „Nun?“ sagte schließlich die Schöne.

„Nun?“ sagte ich.

„Du glaubst doch nicht wirklich,“ sagte sie, „daß dieser Dicke da der ganzen Geschichte nachgegangen ist, um dann überhaupt nichts daraus zu machen!“

Ich war verwundert, aber nicht etwa, weil sie mich duzte, sondern weil sie, wenn sie mich schon duzte, über etwas ganz andres zu reden anfang als über dasjenige, dessentwegen es Sinn für sie gehabt hätte, mich zu duzen.

„Möglich,“ sagte ich. „Aber ich weiß wirklich nicht, warum ich glauben oder nicht glauben soll, daß dieser Mensch etwas aus der Geschichte machen wird oder nicht. Was geht denn das alles mich an!“

„Aber ich bitte dich,“ sagte sie, „tu doch nicht so! Wozu bist du denn sonst hier?“

„Ich bin hier,“ sagte ich, „weil ich eine Panne gehabt habe und weil ich nicht weiß, was ich sonst tun soll, bis der Wagen repariert ist. Wenn er aber repariert

ist, so fahre ich, gleichgültig, ob dein Dicker da etwas aus der Geschichte machen will oder nicht.“

„Dir ist aber auch wirklich nicht zu helfen,“ sagte sie.

„Warum soll mir denn zu helfen sein?“

„Hör zu,“ sagte sie. „Zuerst kommst du, zum mindesten wie du sagst, ganz zufälligerweise hierher. Dann erzählt hier einer ganz zufälligerweise eine Geschichte, die dich zwar wirklich nichts angeht, aus der aber etwas zu machen ist, wenn schon er selber nichts draus machen will, was ich allerdings immer noch nicht glaube; und dann sagst du: *Was geht denn das mich an?*“

„Ja,“ sagte ich, „du hast doch selber gerade gesagt, daß sie mich nichts—“

„Ach Gott,“ rief sie, „dir ist wirklich nicht zu helfen!“

„Möglich,“ erwiderte ich nach einem Augenblick, in welchem ich mir selber sagte, daß es mir ja tatsächlich nicht allzu gut ging. Allerdings fragte ich mich, woher die Person das wußte. „Möglich. Aber wie sollte mir denn faktisch zu—“

„Also, du kommst hier herein,“ sagte sie, „und es hält gerade jemand einen Vortrag, daß einer von den Brillanten dahier—von denen ich übrigens genausowenig verstehe, wie du davon zu verstehen scheinst—verdächtig ist; und er erklärt sogar lang und breit, warum er verdächtig ist, das heißt: wieso es verdächtig ist, daß er hier ist. Dann erzählt er auch noch, daß der Brillant schon längst verdächtig war. Dann kommt die Person aus dem Vorzimmer, und es kommt auch einer von den Chefs hier herein, und beide sagen, sie wüßten überhaupt nicht, woher der Stein ist. Dann bestätigt der Dicke auch noch, wie verdächtig das alles ist. Dann sage ich dir, daß dir überhaupt nicht zu helfen ist, wenn du das alles nicht begreifst; und zuletzt fragst du mich auch noch, warum dir nicht zu helfen ist!“

„Also gut,“ sagte ich, „dann sag doch du mir, was denn da eigentlich geschehen soll?“

„Zum Beispiel,“ sagte sie, „das folgende...“

Ich habe mich später oft gefragt, warum ich denn damals diese Person, die zweifellos eine Gaunerin war, überhaupt angehört habe; und zwar war es, wie ich schon aus ihren nächsten Worten zu schließen vermochte, die reine Erpressung, auf die sie aus war.

Ich bin aus einer Familie, die seit jeher so viel Anstand gehabt hat, daß sie, eben zufolge dieser ihrer Anständigkeit, mehr und mehr zum Spielballe von Leuten geworden war, welche weit weniger anständig waren—seien es nun Privatpersonen, militärische Vorgesetzte oder Behörden, ja am Ende sogar gewisse Familienangehörige gewesen; und zuletzt war es dieser Art von Menschen, aus dem Anlasse so gut wie jeden Konfliktes mit uns, auch noch geglückt, ihre eigene Fragwürdigkeit auf uns zu überwälzen und sich selber in den Geruch größter Wohlanständigkeit zu bringen; und wir hatten's uns bieten lassen.

Vielleicht, freilich, war's aus Gründen eines Restes von Disziplin geschehen, zu der man sich, angesichts der großen Überlieferung unseres Reichs, sogar vor Leuten verpflichtet fühlte, die zu kläglichen Strebern herabgesunken waren; vielleicht auch war's, vor einer so geschlossenen Front falscher Wohlanständigkeit, gar nicht möglich gewesen, sich überhaupt zu wehren—wir hätten denn zu ähnlich verdächtigen Mitteln greifen müssen wie zu denen, mit welchen man uns angegriffen hatte.

Zum Beispiel sogar zur Erpressung. Zur Erpressung, ehrenhafter Zwecke halber, wenn es einem am Ende einfach zu dumm wurde, immer nur dümmer als die Dummen zu sein, deren einzige Klugheit es war, daß sie nicht ehrenhaft waren. Ja, hieß es nicht, das Schlechte geradezu hoffähig zu machen, wenn man es in den Dienst des Guten stellte?

Dieser Gedanke hatte mich in Anbetracht all der hochgestochenen Niedrigkeit, unter der wir so lange gelitten hatten, während unsere Gegner sich als Leute von Ehre und Ansehen brüsteten, oft genug beschäftigt; und als nun diese Person eine Handlungsweise vorschlug, die sie zwar zu Anfang noch taktvoll umschrieb, unter der jedoch nichts als glatte Erpressung zu verstehen war, horchte ich auf.

Dazu kam allerdings auch noch, daß uns eine alte, wenngleich nicht näher zu bestimmende Abneigung mit unserem eigenen Herrscherhaus entzweite. Das Herrscherhaus regierte zwar längst nicht mehr, aber die Abneigung zwischen ihm und uns bestand immer noch, ja sie bestand sogar mehr denn je. Wir hatten immer nur diesem Hause gedient, aber das änderte nichts an der Sache. Zwar war es nicht ohne weiters verständlich, daß auch das Herrscherhaus selbst unsere zu völliger Belanglosigkeit herabgesunkene Familie mit solcher Konsequenz nicht leiden konnte. Aber es verhielt sich dennoch so; und als es hieß, auch das Herrscherpaar habe seine Finger in dieser so absonderlichen Diamantensache gehabt, horchte ich doppelt auf.

Zudem hatte ich im vergangenen Winter, in Wien und anderswo, gleichfalls eine Schmuckgeschichte erlebt, in die das Herrscherhaus mitverwickelt war, und zwar waren's Vorkommnisse so fragwürdiger Art gewesen, daß ich zögern würde, davon zu berichten, wenn dies nicht zum Verständnisse des folgenden unbedingt nötig wäre.

Es war nämlich der Juwelier oder, besser gesagt, der einstige Juwelier unserer Familie bei mir erschienen und hatte mir die Eröffnung gemacht, er sei, weil ich als Anhänger des Kaiserhauses bekannt sei, gekommen, um sich Rat bei mir einzuholen.

„Ach so,“ sagte ich. „Ich dachte schon, Sie wollen mir Juwelen verkaufen. Aber das, fürchte ich, dürfte inzwischen genauso schwer geworden sein, wie dem Prätendenten, von dem man, zumindest im Augenblicke, nicht weiß, wer es gerade ist, er oder sein Bruder, die Krone seiner Väter wieder aufs Haupt zu setzen.“

„Es handelt sich aber,“ sagte er, „trotzdem genau um diese Krone.“

„Mein lieber Kommerzialrat,“ sagte ich, „ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß ich zwar Monarchist bin, aber nicht Legitimist, und daß ich gar nicht daran denke, ihn oder seinen Bruder, der übrigens gleichfalls nicht daran zu denken scheint, weil er inzwischen etwas Besseres, nämlich den Verwaltungsratsposten einer Bank gefunden hat, für eine Krone vorzuschlagen, von der man, notabene, auch nicht weiß, ob sie ganz echt ist oder nicht.“

„Ach,“ meinte er, „haben auch Sie schon davon gehört? Nun, eben deswegen bin ja auch ich hier.“

„Lieber Kommerzialrat Kessler,“ sagte ich, „lassen wir doch besser beide die Finger von einem—um mich geschäftlich auszudrücken—Objekte, das, in diesem unserem Zeitalter der Atomwissenschaft und Astronautik, selbst auf den Kopf eines Kaisers so wenig paßt wie die Faust aufs Auge.“

„Ich kann Ihnen aber doch nicht helfen,“ sagte er, „ich muß mit Ihnen über das Objekt reden und bitte Sie, mich nicht im Stich zu lassen.“

Kurz und gut, es stellte sich das Folgende heraus: Wenige Tage vorher war eine Abordnung ehemaliger Kavallerieoffiziere bei ihm erschienen, die man sich allerdings nicht etwa so vorstellen durfte, wie man's gemeinhin tut, denn der jüngste von ihnen war schon einundsiebzig Jahre gewesen, während der älteste bereits an die neunzig grenzte; und diese Abordnung hatte ihn gefragt, ob auch er schon davon gehört habe, eine unerhörte Schmähschrift, herausgegeben von einem gewissen Sondheimer, habe in letzter Zeit behauptet, einzelne Steine der Kaiserkrone seien falsch.—Nein, erwiderte Kessler, davon habe er noch nichts gehört.—Es verhalte sich aber dennoch so, sagte die Abordnung; und was das Schlimmste sei: Der Direktor der Schatzkammer, ein gewisser Matsvanski, habe sogar zugegeben, daß die Steine in der Tat falsch seien. Zwar habe er, vielleicht um sich bei der guten Gesellschaft einzuschmeicheln, den Sondheimer nicht gelesen. Hingegen gestand er, daß die sogenannten Tafelsteine des eigentlichen Kronreifs, acht an der Zahl, jeder etwa zehnkärätig, schon auf Befehl Kaiser Franz Josephs im Jahre 1867 ausgebrochen worden seien, um in die Krone der Kaiserin, die sogenannte Elisabethkrone, aus dem Anlasse der Krönung Elisabeths zur Königin von Ungarn, eingesetzt zu werden.

„Entsetzlich!“ rief ich aus. „Der allgemein verehrte Kaiser Franz Joseph sollte so gehandelt haben!“

„Auch ich,“ sagte Kessler, „habe es nicht glauben wollen, aber Matsvanski, sagten die Herren, habe es bestätigt, und zwar mit lauter Ausdrücken, die sie, die Herren selber, aus Ostgalizien, wo die meisten von ihnen in Garnison gelegen, gewohnt gewesen seien. Denn seiner Herkunft nach sei er eigentlich ein Ruthene, der den Juwelier Sondheimer, welchem man die Enthüllung verdanke, als einen *Schmierfinken* bezeichnet habe, sowie seine Worte als das *Gebell eines Hundes*, und der sich auch sonst ähnlicher, schon halb mohammedanischer Ausdrücke befleißigt hatte. Denn als die Herren sagten, nun müsse doch etwas geschehen, damit der kaisertreue Gedanke durch Sondheimers Enthüllungen nicht schwere Einbußen erleide, habe Matsvanski wörtlich erwidert: ›Wenn jemand bezweifelt, daß ich ein Mann bin, muß ich mir deswegen doch nicht gleich die Hosen herunterlassen!‹ und so weiter und so weiter.“

„Nun schön,“ sagte ich nach einer Pause des Erstaunens, „nun schön—aber wieso geriet dieser Matsvanski, erstens, so sehr außer sich, und was geht das alles, zweitens, uns beide an?“

„Was das erste betrifft,“ sagte Kessler, „so kann man nur vermuten, daß Matsvanski, wie die Kavallerieoffiziere selber, loyal ist, das heißt ein Anhänger des Prätendenten, beziehungsweise seines Bruders; und was Punkt zwei anlangt, so geht uns, beziehungsweise mich allein, das Ganze sehr wohl etwas an, weil die Abordnung allen Ernstes von mir verlangte, ich solle, um allen illoyalen Gerüchten die Spitze abzubrechen, ganz einfach aus eigenen Mitteln die weißen Amethyste, die man im Jahre 1873 wieder an die Stelle der echten Tafelsteine in die Krone eingesetzt habe, erneut durch echte Tafelsteine ersetzen. Denn dazu sei ich, weil ich mit dem Kaiserhaus sympathisiere, geradezu moralisch verpflichtet.“

„Sehen Sie,“ sagte ich, „das haben Sie davon!“

„Und dazu kommt noch,“ sagte Kessler, „daß Franz Joseph später die alten Tafelsteine wahrscheinlich gar nicht durch Amethyste, sondern durch echte Diamanten hat ersetzen lassen. Aber Kaiser Karl—so sagt zumindest Sondheimer—ließ diese zweiten echten Steine aus der Krone, die er nach seiner Absetzung in sein Schweizer Exil mitgenommen hatte, erneut ausbrechen, um seine Versuche zu finanzieren, von neuem zumindest auf den ungarischen Thron zurückzukommen; und dann ließ er sie wirklich durch Amethyste ersetzen. Von mir aber verlangen die Herren von der ehemaligen kaiserlichen Reiterei nun allen Ernstes den neuerlichen Ersatz der Amethyste durch echte Tafelsteine. Leicht gesagt! Achtmal zehn Karat sind achtzig Karat. Woher soll ich die nehmen?“

„Sie können sie ja,“ sagte ich, „von der Steuer abschreiben. Denn soviel ich unsere Steuer kenne, tut sie nicht nur für industrielle, sondern auch für loyale Zwecke, sofern beides nicht überhaupt identisch ist, alles. Aber warum wenden Sie sich denn mit alledem gerade an mich?“

„Weil auch Sie,“ sagte er, „Kavallerieoffizier gewesen sind und Sie mir daher wohl noch am ehesten sagen könnten, was in den Köpfen solcher Leute vorgeht.“

„Nichts,“ sagte ich.

„Aber,“ rief er aus, „wie soll ich denn, gesetzt den Fall, ich würde die Tafelsteine sogar wirklich wieder einsetzen wollen, überhaupt dazu gelangen, sie tatsächlich wieder einsetzen zu können? Soll ich mir denn eine Eintrittskarte in die Schatzkammer nehmen und jenen Herrn, der wie Fafner auf den Schätzen liegt, ersuchen, die Steine auswechseln zu dürfen? Da würden doch die Hühner lachen!“

„Lassen Sie sie das tun!“ sagte ich.

„Aber damit ist mir doch nicht gedient!“

Kurzum, am Ende einigten wir uns auf das Folgende:

Kessler hatte einen Sohn, den er die Laufbahn eines Juweliers von der Pike an hatte durchlaufen lassen. Dieser Sohn sollte—so schlug ich zumindest vor—Kontakt mit der Tochter irgendeines der Aufsichtsorgane der Schatzkammer aufnehmen. Das betreffende Mädchen würde gewiß auf Grund der Aussicht, einen reichen Juwelierssohn heiraten zu können, dem jungen Kessler nicht nur weitgehende sexuelle Zugeständnisse machen, sondern ihm auch, mit Hilfe der Schlüssel ihres Vaters, nächtlicherweile Zutritt zur Schatzkammer zu verschaffen wissen; und dabei konnte der junge Kessler die falschen Steine der Krone leichtlich gegen echte Steine austauschen.

„Leichtlich!“ rief Kessler verzweifelt aus.

„Denken Sie nicht immer bloß an Ihre achtzig Karat, lieber Kommerzialrat,“ sagte ich. „Befreien Sie sich von diesen rein geschäftlichen Verlustvorstellungen! Wenn man sein Herrscherhaus liebt, muß man auch schon etwas für sein Herrscherhaus tun; und vielleicht werden Sie, bei dieser Gelegenheit, auch noch Baron.“

„Glauben Sie?“ sagte er, wobei seine Augen allerdings zu funkeln begannen.

„Gewiß,“ sagte ich, „wäre dies das Mindeste, was Sie für Ihre achtzig Karat beanspruchen könnten. Denn auf das Vlies würden Sie, als schlichter Baron Kessler, denn doch noch keinen Anspruch haben.“

Damit entließ ich ihn.

Und kurze Zeit danach ging ich auf Reisen.

Kapitel 3

Etliche Wochen später, auf der Fahrt von Luzern nach Werdenberg, hatte ich in Zürich einigen Aufenthalt, den ich im Bahnhofsrestaurant verbrachte. Nachdem ich aber—ich weiß nicht mehr was—bestellt hatte, stand ich wieder auf, um mir von einem der Verkaufsstände in der Bahnhofshalle Zeitungen zu holen. Im Vorraum des Restaurants kam ich an zwei Telephonzellen vorbei. In der ersten Zelle stand eine Frauensperson, die zweite Zelle war leer.

Das Frauenzimmer in der ersten Zelle sprach eben in den Apparat und stand dabei quer zur Richtung, in der ich zum Ausgang ging. Doch konnte ich ihr Gesicht trotzdem nicht sehen, denn sie hatte ein Tuch um den Kopf, und was dieses Tuch freiließe, verdeckten die Haare. Aus irgendeinem Grund aber bildete ich mir ein, es könne sich nur um ein jugendliches Gesicht, um das eines Geschöpfes von drei- oder vierundzwanzig Jahren etwa, handeln. Die Gestalt der Person, zumindest, wirkte schlank und beweglich. Sie trug einen dunkelgrauen Tuchmantel, dessen Pelzkragen aufgestellt war.

Ich ging knapp an ihrer Zelle vorbei und trat in die Halle—und erst dort fiel mir der Umstand auf, daß diese junge Frau oder dieses Mädchen, das ins Telephon gesprochen, keine Schuhe, sondern bloß Sandalen getragen hatte; und überdies hatte sie auch keine Strümpfe getragen, sondern ihre Füße waren nackt gewesen. Ich hatte es, im Vorübergehen, deutlich wahrgenommen, nun aber verwunderte ich mich über den Umstand, daß es mir erst jetzt zum Bewußtsein kam. Wir schrieben nämlich schon Dezember, den 30. übrigens, und es war denn doch alles eher als gebräuchlich, daß eine Frau um diese Jahreszeit im Mantel immerhin, doch sozusagen barfuß ging. Zwar war man, was den Aufzug von Jugendlichen anlangte, allerhand gewohnt, diese Frau aber war, erstens, so jugendlich nicht, und dann hatte sie auch alles eher als extravagant gewirkt, das Kopftuch, der Mantelstoff, der Pelzkragen, alles war anständig und eher gute als gewöhnliche Qualität. Warum also trug sie nur Sandalen an den bloßen Füßen?

Ich war inzwischen bei einem der Zeitungsstände angelangt, doch beschäftigte mich die Erscheinung jener telephonierenden Person bereits so sehr, daß ich, ohne etwas zu kaufen, zurückging, auf den Vorplatz des Restaurants trat und in die Zelle blickte.

Sie war leer, und auch auf dem Vorplatz war niemand mehr zu sehen.

Ich kehrte also zu den Zeitungsständen zurück, und während ich zwei oder drei Blätter aussuchte und zahlte, sagte ich mir, es werde eben eines der Küchenmädchen aus der Bahnhofswirtschaft gewesen sein, das in Sandalen Dienst tat und, um aus der heißen Küche auf den Vorplatz zu treten und dort zu telephonieren, den Mantel umgenommen hatte. Aber ich war kaum wieder bei den Telephonzellen angelangt, als ich mir auch schon gestand, daß das Mädchen, diesesfalls, bestimmt bloß ein weißleines Kopftuch getragen hätte wie das weibliche Küchenpersonal überhaupt und nicht ein buntes wie die Frauenzimmer auf der Straße.

Sie mochte also etwa aus dem Restaurant selbst gekommen und auch wieder dorthin zurückgekehrt sein; und als dann auch ich wieder in das Restaurant trat,

setzte ich mich nicht sogleich an meinen Tisch, sondern ich fing an, im ganzen Lokal umherzugehen, wobei ich mich wiederholt bückte und tat, als suche ich etwas, das ich verloren, unter den Tischen und Stühlen.

Aber keines der Frauenzimmer, die in der Restauration saßen, trug Sandalen, geschweige denn, daß ihrer eines keine Strümpfe getragen hätte.

Also doch, dachte ich, ein Küchenmädchen—womit ich mich füglich hätte beruhigen können. Aber sonderbarerweise beruhigte ich mich damit nicht. Ich beschloß vielmehr, auch in der Küche nach der Sandalen tragenden Telephonistin Umschau zu halten.

Um mich also kurz zu fassen: ich trat unter dem Vorwand in die Küche, mir sei ein Hund entlaufen, der gewiß hierher in die Küche gerannt sei und irgendwo Abfälle oder Knochen fresse. Nein, wurde mir jedoch erwidert, hier herein sei kein Hund gekommen. Ich aber erklärte, es handle sich um einen sehr kleinen Hund, der überdies die Gewohnheit habe, sich, kaum daß er einen Knochen gefunden, damit sogleich zu verkriechen, um in Ruhe daran nagen zu können; und schon fing ich an, umherzugehen, wobei ich mich immer wieder bückte und den Frauenzimmern auf die Füße sah. Zwar trugen sie fast alle Sandalen, aber ihrer keines war ohne Strümpfe.

Zugleich jedoch blickten mich die Frauenzimmer, an denen ich vorbeikam, auch ihrerseits zweifelnd an, und die eine oder andre von ihnen trat sogar mit einer jener schnellen Bewegungen vor mir zurück, mit denen man früher, als man noch lange Röcke getragen, diese Röcke zusammengenommen hatte, wenn etwa eine Maus, die im Zimmer umherrannte, im Begriffe gewesen war, darunter Schutz zu suchen; und dabei erinnerte ich mich auch, daß mir meine Mutter erzählt hatte: wenn sie mit einem Mops, den sie damals besessen, spazierengegangen und der Mops von andern Hunden attackiert worden sei, so habe er sich gleichfalls unter ihre Röcke geflüchtet, die andern Hunde seien ihm nach, und unter den Röcken sei die ganze Rauferei ausgetragen worden.

In diesem Augenblick wurde mir jedoch auch klar, wie sehr es schon an Gedankenflucht grenzte, daß ich diese Reminiszenz gehabt; und auch sonst hatte ich auf einmal das nicht ganz angenehme Gefühl, mich wie ein Mensch zu benehmen, der einem bestimmten Wahne oder gar einer Sexualverirrung unterlegen ist—dem Fußfetischismus etwa. Ich beeilte mich also, wenngleich bereits verfolgt von den erstaunten Blicken des ganzen Personals, insonderheit jedoch des Küchenchefs, wieder aus der Tür zu kommen; und auf dem Vorplatz blieb ich ratlos stehen.

Doch fuhr mir hier durch den Sinn, es brauche ja nicht unbedingt eine vom Küchenpersonal gewesen zu sein, die telephonierte hatte, es könne sich ja zum Beispiel auch um eine Friseurin, eine Maniküre oder sonst um eines der Frauenzimmer gehandelt haben, die in den Läden in der Halle Dienst taten; und ich eilte wieder hinaus und durchstöberte die Läden allesamt, und zwar wieder unter dem Vorwande, daß mir ein Hund entlaufen sei. Aber auch von all den Frauenspersonen, die in den Läden Dienst taten, war keine ohne Strümpfe, wenngleich die meisten von ihnen, auch hier, Sandalen trugen. Daß sich die Telephonistin jedoch inzwischen erst Strümpfe angezogen gehabt hätte, war unwahrscheinlich.

Danach durchquerte ich immer wieder die Halle und eilte auch die Bahnsteige auf und ab; und zugleich fragte ich mich fortwährend, warum ich denn das eigent-

lich tat, doch konnte ich mir darauf keine Antwort geben. Jedenfalls versäumte ich, über dem allem, meinen Zug, was mir aber, wie ich merkte, im mindesten nicht unangenehm war, ja es war mir fast angenehm, denn es schien mir die Sache durchaus wert, und erschöpft hielt ich in meinem Umherrennen erst inne, als ich um ein Haar auch noch den nächsten Zug versäumt hätte. Ich eilte also in das Restaurant zurück, nahm meinen Mantel vom Haken, zog ihn an, ergriff meine beiden Koffer, rannte wieder zu den Bahnsteigen, lief auf ihrer einen hinaus, warf die Koffer in den Zug und fiel, während er sich schon in Bewegung setzte, auf einen der Sitze zurück und versuchte mir klarzumachen, was denn diese ganze Zeit eigentlich mit mir geschehen sei.

Denn daß ich mit all meinem Suchen und Herumlaufen nicht eigentlich etwas getan hatte, sondern daß etwas mit mir geschehen war, kam mir alsbald zu Bewußtsein. Ich kam mir, hinterher, vor, als sei ich besessen gewesen. Ich versuchte mir nochmals genau zu vergegenwärtigen, wie jene Erscheinung—denn so nannte ich sie nun schon—eigentlich ausgesehen hatte. Das Haar war bestimmt nicht deutlich blond, es war viel eher dunkelbrünett gewesen. Welche Farben das Kopftuch gehabt hatte, vermochte ich nicht mehr zu sagen, obwohl es noch das Farbigste der ganzen sonst in lauter dunklen Farben gehaltenen Erscheinung gewesen war. Ich vermutete, es habe, auf blaßgrauem Grunde, apfelgrüne und weinrote rankenartige Ornamente aufgewiesen, aber das konnte auch bloße Einbildung sein. Hingegen schien mir der Pelzkragen ganz deutlich aus dunkelgrauen und eisgrauen Haaren gemischt. Der Mantel selbst aber, dunkelgrau, mochte aus rauher Wolle bestanden haben. Nur der Farbe der Füße erinnerte ich mich mit vollkommener Genauigkeit, wenngleich ich nicht mehr zu sagen vermocht hätte, welche Farbe das Sandalenleder gehabt hatte. Kurzum, bis auf die Haut der Füße selber war alles mehr oder weniger in Grau gehalten gewesen.

Die Person stand auf der Sohle des linken Fußes, mit dem rechten aber bloß auf der Spitze, denn ihr rechtes Knie, das des sogenannten Spielbeines, war um wenig abgebogen; und in den Apparat sprach sie mit einer Intensität hinein, als ob sie einem Liebhaber Vorwürfe mache. Ich glaube schon gesagt zu haben, daß ich knapp an der Zelle vorüberging, dabei richtete ich meine Blicke fast senkrecht zu Boden, und ich sah, daß die Füße des telephonierenden Frauenzimmers von ungemein lebendiger Farbe waren. Sie waren sozusagen das einzig wirklich Farbige, ja wahrscheinlich war es sogar die Kälte, von der sie so angefärbt waren. Aber das merkwürdigste, wie mir in meiner Erinnerung, oder meinetwegen in meiner Einbildung, mehr und mehr klar wurde—das merkwürdigste war, daß die Füße, trotz ihrer lebendigen Farben, eigentlich nicht wie die einer lebenden Person, sondern etwa wie die eines Bildwerks aussahen, eines mit den Farben des Lebens bemalten Bildwerks meinetwegen, aber eines Bildwerks in jedem Falle. Unsere Hände, unsere Füße haben, auch wenn sie noch so jugendlich sind, Falten, wo sie sich in den Gelenken abbiegen. Die Füße dieses Frauenzimmers aber wiesen nicht die mindesten Falten auf. Sie waren, wie aus einem andern Material als aus Bein und Fleisch, gleichsam von einem Künstler gestaltet und gerundet. Die Nägel jedoch waren wiederum wie bei einer lebendigen Frau, wenngleich kaum wahrnehmbar, blaßrosa oder mit einem ganz dünnen Perlmutterlack angefärbt. Sie waren etwas heller als die Haut und hatten, mit einem Stich ins Blaßrosenfarbene, etwa die Farbe echter Perlen.

Es war natürlich unmöglich, daß ich all dies, mit seinen sämtlichen Einzelheiten, im bloßen Vorübergehen wahrgenommen hatte. Wahrscheinlich nahm ich, indem ich mich immer weiter erinnerte, lauter Dinge wahr, die ich mir nur einbildete; und an etwas anderes zu denken vermochte ich erst, als ich mir sagte, die Person werde sich mit dem Liebhaber, mit dem sie am Telephon gestritten, bestimmt wieder versöhnen. Das hatten ja die Paare heutzutage so an sich, sie liebten die Abwechslung nicht mehr wie früher, sie blieben, mehr oder weniger phantasielos, ständig beisammen, und wahrscheinlich legte sich auch diese Person, heut abends schon, mit ihrem Liebhaber wieder zu Bette. Was hatte da ich dabei noch zu suchen!

Diesen gleichen Abend auch, als ich mit meinen Freunden in Werdenberg, Herrn und Frau Bachtjar, beisammensaß, erwähnte ich denn die Sache nicht weiter und bildete mir ein, daß ich sie bloß deshalb nicht erwähnte, weil ich sie vergessen hatte. Weit gefehlt! Ich redete bloß deshalb nicht davon, weil ich's—noch—nicht über mich brachte, davon zu reden.

Bachtjar war einer jener Emigranten, die nach dem Kriege wieder zurückgekehrt waren und überall Geschäfte getätigt, sich dann aber in der Schweiz oder—noch besser—im Werdenbergischen seßhaft gemacht hatten. Denn im Tessin, zum Beispiel, hatte man immerhin bis zu zwanzig Prozent Steuern gezahlt, worauf dann auch noch der Zuzug gesperrt worden war, in Werdenberg aber zahlte man immer noch weit weniger Steuern. Ich weiß nicht, welcher Konfession Bachtjar war—Ungar war er auf jeden Fall, und sie war eine Gräfin. Derlei—oder ähnliche—Zusammenstellungen kamen nun oft vor; und wahrscheinlich war das noch eine der glücklichsten Zusammenstellungen der Stände, welchen die Paare angehörten, glücklicher jedenfalls als die Beziehungen dieser Stände vorzeiten, wo die Angehörigen des Standes des Bachtjar die Angehörigen des Standes der Bachtjar finanziell ausgenommen, die Angehörigen des Standes der Bachtjar dafür aber die Angehörigen des Standes des Bachtjar auf den Scheiterhaufen gebracht oder sonstwie beeinträchtigt hatten.

Man konnte also füglich alles eher behaupten, als daß die Bachtjars, zumindest was ihre schlechtere Hälfte betraf, in Werdenberg autochthon gewesen wären. Um so erstaunter also war ich, daß die beiden, als ich dann in den ersten Januartagen denn doch nicht mehr umhin konnte, von meinem Abenteuer in Zürich anzufangen, keinesfalls etwa schlankweg erklärten, das Ganze könne nur Einbildung gewesen sein, sondern daß sie sich, nachdem sie einander Blicke zugeworfen, lediglich auf den Standpunkt stellten, dergleichen gäbe es eben.—Was sie denn unter „dergleichen“ verstünden? fragte ich.—Ja, also, sagte Bachtjar, solche oder ähnliche Dinge kämen eben hier in der Gegend vor, warum also nicht auch in Zürich, so weit weg sei das ja gar nicht, und so weiter.—Ja, sagte seine Frau, und nicht nur hier und in Zürich, sondern sogar in Paris und selbst in New York, das doch gewiß eine ganz moderne Stadt sei, behaupteten die Leute, es gäbe solche—„Ach was,“ fiel ihr der Gatte ins Wort, „man muß nicht gleich übertreiben, aber da und dort gibt es das ganz entschieden. Der frühere Lord Halifax—nicht der jetzige, sondern sein Vater, der Österreich im November 1937 an Hitler ausgeliefert, das heißt ihm Plein Pouvoir gegeben hat, einzumarschieren und alle Juden

zu massakrieren, hat, statt sich mit Vernünftigerem zu befassen, ein ganzes Buch über solchen Unsinn...“—

„Aber um Gottes willen,“ rief ich, „wovon redet ihr denn überhaupt?“—

„Von dem gleichen wie du,“ sagte er.

Kurzum, es stellte sich, nach längerem Hin- und Herreden, etwa das Folgende heraus:

Hier in der Gegend sei ein auf das sogenannte Übernatürliche bezüglicher Aberglaube verbreitet, der aber in Wirklichkeit wahrscheinlich weder mit dem Aberglauben noch mit dem Übernatürlichen, sondern bloß mit etwas allerdings eher Unbekanntem oder überhaupt absichtlich Vertushtem zu tun habe. Zwar spreche man nicht gerne davon, ja es hieß sogar, daß man bloß Ausflüchte zu hören bekomme, wenn man dennoch davon spreche—jedenfalls sei hier überall die Vorstellung verbreitet, daß diese und jene Leute nicht nur aus Werdenberg selbst, sondern auch aus der näheren und weiteren Nachbarschaft zu gewissen Zeiten eine bestimmte Talschlucht aufsuchten und sich darin—unbekannt zu welchem Zweck—aufhielten, das heißt, daß sie in diesem Tale oder Tobel, wie man dergleichen hierzulande nenne, saßen oder „hockten“, bis sie dann doch endlich wieder daheim erschienen. Ob sie dort jedoch alleine oder in Gesellschaft, das heißt in kleinen Gruppen saßen, war ebensowenig klar wie der Umstand, aus wem denn sonst als aus ihnen selber diese Häufchen von Wesen etwa noch bestünden.

„Was heißt hier *Häufchen* von Wesen?“ fragte ich. „Und was für Wesen sollen denn das überhaupt sein, die dort in Häufchen sitzen?“

„Nun ja,“ sagte er, „die Leute bilden sich eben ein, daß nicht nur einzelne von den—sagen wir—Verrufeneren unter ihren eigenen Mitbürgern in jener Talschlucht säßen, sondern daß es dort sozusagen zu einer Mischung von unse- resgleichen und eben nicht ganz unseresgleichen käme.“

Ich sah ihn erstaunt an. „So?“ sagte ich. „Und was ist das, was, wie du sagst, nicht ganz unseres—“

„Also kurz und gut,“ sagte er, „die Leute hier glauben, daß nicht nur etwas wie sie selbst, sondern daß auch etwas—sagen wir—Geisterhafteres als sie selber in jenem Tobel... Es handelt sich um den sogenannten Lawena-Tobel, etwa andert- halb Stunden von hier...“

„Ich verstehe dich noch immer nicht ganz,“ sagte ich.

„Weil du,“ wandte sich seine Frau an ihn, „aber auch bloß so herumredest...“

„Also dann rede doch du nicht bloß so herum,“ sagte er.

„Man glaubt hier nämlich,“ sagte sie, „daß diejenigen, die dort hingehen, dann auch mit recht spukhaften Erscheinungen zusammenkämen.“

„Geistern?“

„Nein, damit eigentlich wieder nicht,“ sagte sie. „Es brauchen das nämlich durchaus nicht bloß arme Seelen zu sein, wie man etwa bei uns glauben würde— das wäre zwar vielleicht gleichfalls möglich, aber angeblich kann man ja auch gei- stern, ohne daß man tot ist.“

„Ohne daß man—“

„Ja. Ich weiß nicht, ob das überall so ist, aber hier, zumindest, kommt es vor, daß Leute, die von andern, sagen wir von ihrer Familie, erwartet werden, heim- kommen, ohne daß sie wirklich heimkommen.“

„Ohne daß sie wirklich—“

„Ja, doch,“ sagte sie. „Man hört, wie sie die Tür aufschließen, man vernimmt ihre Schritte auf dem Vorplatz, man glaubt, im nächsten Augenblick würden sie die Zimmertür öffnen und wirklich eintreten—aber damit ist es nichts, niemand tritt ein, und wenn man nachsieht, ist auch auf dem Vorplatz niemand mehr, dann, nach ein paar Minuten, wiederholt sich das Ganze, und erst wenn der Betreffende zum dritten Male kommt, beziehungsweise zu kommen scheint, kommt er wirklich und tritt ins Zimmer.“

„Er hat also,“ erklärte mir ihr Mann, „er hat also gegeistert, obwohl er noch gar nicht tot war, denn auch Lebende können offensichtlich schon geistern—“

„Wieso offensichtlich?“ rief ich.

„Weil es eben soundso oft vorkommt,“ sagte er. „Und wenn du’s schon partout nicht glauben willst, so nimm wenigstens an, daß sich, in Gottes Namen, personifizierte Naturwesen wie etwa die Befana in Rom oder wie der Klabautermann von den Schiffen an der Waterkant zu den Leuten in den Tobel setzen, beziehungsweise daß sich die Leute im Tobel zum mindesten einbilden, jene setzten sich zu ihnen. Denn man glaubt hier eben noch an derlei Elementarwesen. Wenngleich man hier nämlich längst schon deutsch spricht, setzt sich die Bevölkerung eigentlich immer noch aus Romanen zusammen—“

„Ich glaube, das heißt Rätoromanen,“ sagte ich. „Romane sind Bücher.“

„Also gut,“ sagte er, „Rätoromanen, und das sind eben Leute, die lauter solche eigentümliche Sagen haben. Aber wenn du mich fragst, so habe ich von allen Völkern, Rassen und Stämmen ohnedies genug, seit ich wegen all diesen Völkerstämmen und Rassen dazusehen mußte, daß ich, ohne Kreuzer Geld, mit dem bloßen Leben bei Nacht und Nebel aus Wien fortkam—“

„Nun gut,“ sagte ich, „oder vielmehr nicht gut, aber was hat das alles mit der barfüßigen Telephonistin in Zürich zu tun?“

„Das könnte eben,“ sagte die Bachtjar, „eine aus dem Tobel gewesen sein.“

„Aber ich bitte euch!“ rief ich.

„Oder zumindest würden das die Leute hier glauben. Denn immer, wenn da in der Nähe oder auch weiter weg etwas passiert, das sich nicht aufklären läßt, glauben die Leute, es war jemand aus dem Tobel.“

„Und wo,“ fragte ich, „ist er denn überhaupt, dieser gebenedeite Tobel?“

Bachtjar stand auf, kramte eine Zeitlang in einer Lade voller Autokarten und kam schließlich mit einer Spezialkarte von Werdenberg zurück.

„Hier,“ sagte er, breitete die Karte auf den Tisch und wies auf eine Gegend am Südennde des Werdenbergschen Gebietes. „Zwischen einem mittelhohen Berg, der Tuaß heißt, und einem andern etwas höheren, dem sogenannten Mittagsspitz. Durch diesen Tobel, der außerordentlich steil und tief eingerissen ist, fließt, oder stürzt eigentlich eher, der Lawena-Bach, der so heißt, weil er aus zwei übereinanderliegenden Talkesseln am Fuße des—oder der—Lawena kommt, eines Vorberges des Plasteikopfes, welch letzterer aber wesentlich höher ist als jener und schon an der Landesgrenze liegt. Und da unten also,“ sagte er und wies auf den Tobel selbst, der, lauter eng beieinanderliegender Höhenlinien wegen, wie ein schwarzer Riß in die Karte eingezeichnet war, „da unten sitzen sie also, die Tobelhocker, wenn sie nicht gerade,“ fügte er hinzu, indem er die Karte auch schon wieder zusammenzufalten begann, „disloziert tätig sind—“

„Wenn sie was nicht sind?“

„Disloziert tätig, das heißt anderswo etwas anstellen, obwohl sie, wie die Leute behaupten, auch das tun können, ohne dort zu sein, oder mit andern Worten: während sie friedlich hier herumgehen, treibt sich etwas von ihnen, von dem man nicht weiß, was es ist, anderswo herum und richtet dort allerlei an; so daß es ganz leicht möglich ist, daß auch deine Telephonistin in Werdenberg war und in Zürich zugleich.“

Mit diesen Worten wollte er die Karte zurück in die Lade tun. Ich aber nahm sie ihm fort, faltete sie auf und sah hinein.

„Nun?“ sagte er nach einigen Augenblicken. Aber ich gab nur zur Antwort: „Gib mir ein Vergrößerungsglas.“

Er holte also eines von seinem Schreibtisch und reichte es mir hin. Ich begann die Karte genau zu studieren. Sonderlich viel Konversation mit den Bachtjars machte ich dabei aber nicht mehr; so daß sie, nachdem unsere Bemerkungen immer einsilbiger geworden waren, am Ende schlafen gingen und mich nur noch baten, ich solle nicht vergessen, die Lichter zu löschen. „Ja, ja,“ sagte ich, und sie gingen. Doch stand auch ich nach einiger Zeit wieder auf und begann in den Büchern des Hauses nach einem Hinweis auf das Wort Tobel zu blättern, das mir fremd war.

Rundum war alles still, das Haus lag hoch auf dem Hange, zudem befand man sich mitten im Winter. Nur hin und wieder fuhr der Föhn um die Mauern, und wenn ich, dann und wann, einen Blick durch die großen Fenster warf, sah ich im Lichte eines blassen Zweidrittelmondes, der zwischen dahineilenden Wolken-schichten hervorbrach, die Gestaltung des Rheintals gespenstisch heraufleuchten.

Bachtjar aber hätte wenig Freude an der Entdeckung gehabt, die ich alsbald machte, nämlich daß das Wort Tobel völkisch, das heißt keltisch, zu verankern war.

Ich schlug nämlich zunächst den Herder auf. Aus ihm ging hervor, daß ein Tobel oder Dobel männlichen Geschlechtes und „ein im Gehänge eingerissener Abzugskanal eines Gebirgswildbaches“ sei, was mir allerdings mit einer gewissen Verkrampftheit formuliert schien. Der Brockhaus drückte sich schon elastischer aus. Er stellte fest, daß das Tobel die mundartliche Bezeichnung für eine waldige Schlucht oder Senke und wohl mit „tief“ verwandt sei. Bertelsmann behauptete, es sei süddeutsch und bezeichne eine enge Bachschlucht, und die Propyläen kamen wieder auf „den tief eingerissenen Abzugskanal eines Wildbaches“ zurück.

Das mochte im großen und ganzen stimmen. Da ich nun aber schon einmal nachzuschlagen begonnen hatte, versuchte ich auch, den gelegentlichen oder gar regelmäßigen Besuchern solcher Tobel auf die Spur zu kommen. Davon aber fand ich nichts, und es fiel mir ein, daß die Werdenberger ihre Nachbarn, die sie nicht leiden konnten, wahrscheinlich zu Unrecht verdächtigten, im Tobel an steinernen Tischen zu sitzen, es mochten viel dämonischere Mitbürger sein, die in Wirklichkeit dort saßen, Hexen vielleicht oder gar wirkliche Zauberer. Die Hexen, zumindest, fanden sich ja immer wieder zu Versammlungen ein, wie sie auch unten im Tobel stattfinden sollten, und zwar gab es da ganze Generalversammlungen von Hexen, die sogenannten Hexensabbathe, doch auch weniger zahlreich, dafür jedoch öfter veranstaltete weitere Zusammenkünfte, die in Frankreich *esbats* und in England *covens* genannt wurden, wie die Enzyklopädien behaupteten. Die Sab-

bathe fanden viermal im Jahre statt, nämlich in den Nächten zum 2. Februar (Lichtmeß), zum 1. Mai, zum 1. August und zum 1. November (Allerheiligen). Dabei beteten die Hexen den Teufel in Gestalt eines Bockes an, der eigentlich ein fleischgewordener Gott war und—zum Beispiel auf keltisch—Cerunnos hieß. Das sprach dafür, daß der Hexenglaube unter den Kelten seine besonderen Blüten trieb, und vielleicht waren es also auch wirkliche Hexen, die unten im Lawena-Tobel saßen, wobei sie aber wiederum wie die Barfüßige in Werdenberg und Zürich gleichzeitig in Werdenberg und im Tobel sitzen mochten. Bei dem jedenfalls, der angebetet wurde, handelte es sich, ob nun im Christentume oder im Teufelskult, immer um einen fleischgewordenen Gott. Ein noch merkwürdigeres Licht auf das Christentum jedoch warfen die *covens* und *esbats*, da es sich dabei stets um die Anbetung des Teufels durch zwölf Teilnehmer handelte, so daß es also, zusammen mit ihm selber, ihrer dreizehn waren wie beim heiligen Abendmahl.

Hatte es die Encyclopaedia Britannica aber vor allem mit den Hexen selber zu tun, so beschäftigte sich die Große Französische Enzyklopädie um so ausführlicher mit den Zauberern. Schon am Anfang der französischen Geschichte, um die Mitte des fünften Jahrhunderts also, hatten die beiden Söhne des fränkischen Königs Clojo gestanden, Merowech und Alberich, die einander ebensowenig leiden mochten, wie auch ihre respektiven Nachfahren miteinander verfeindet waren. Denn die Söhne und Enkel Alberichs, die Herzoge von Mosellanien und Grafen von den Ardennen, warfen den Merowingern vor, daß Merowech eigentlich ein Bastard gewesen sei, wofür wiederum die Merowinger nicht mit dem Anwurfe sparten, Alberich sei ein Zauberer gewesen, mit dem man besser nicht umgegangen sei. Etwas dergleichen, nämlich eine Art von Medizinmann mit der Fähigkeit, Krankheiten auf nicht ganz geheure Weise zu heilen, scheint auch der gegen Ende des fünften Jahrhunderts zu Bayeux in der Normandie geborene Saint Marcoul oder Sankt Markulf gewesen zu sein. Der Name schon deutet auf etwas wie auf einen Werwolf hin, also auf eine typische Tiergestalt, welche die Zauberer anzunehmen pflegten. Er brachte es aber trotzdem bis zum Abt von Nanteuil und starb, bezeichnenderweise, am 1. Mai 558 „*entre les mains de Saint Lo, évêque de Coûtances ... Il y a une célèbre église à Corberi au Diocèse de Laon, qui est dédiée sous son nom, et où l'on conserve une partie de ses reliques. C'est où les Rois de France allaient faire une Neuvaine, après avoir été sacrés à Reims et avant que de toucher les malades des Ecrouelles.*“ Sie wollten also auch ihrerseits was wenigens zaubern, zu welchem Zwecke sie die nötigen Kräfte aus dem Grabe Sankt Markulfs in sich einfließen ließen. Der Rest von Sankt Markulfs Gebeinen befindet sich in der Kirche von Mante, wo er—der Rest—gleichfalls die Skrofeln heilt. Was aber die *cérémonie du toucher du roi* selber anlangt, so hieß es: „*Déjà Clovis, après son sacre, jouit de cette prérogative, dont Louis le Gros usa fréquemment. Habituellement le Roi Très-Chrétien touchait les malades aux quatre grandes fêtes de l'année: Pâques, Pentecôte, la Toussaint et Noël.*“ Also auch hier gab es wieder vier zeitliche Höhepunkte der Magie. „*Mais,*“ hieß es schließlich, „*n'oublions pas que les rois d'Espagne et d'Angleterre ont disputé aux rois de France cette précieuse prérogative.*“ Könige, so unfähig sie am Ende auch geworden sein mochten, hätten eben überhaupt eine Art von Zauberern sein und bleiben sollen, sogenannte *reges sacrorum*, und damit basta.

Zuletzt kam die Enzyklopädie aber dann doch wieder auf die Hexen selber zu sprechen und versicherte, die letzte in England verbrannte Hexe sei eine Mrs. Hikes gewesen, die, samt ihrer neunjährigen Tochter, im Jahre 1716 den Scheiterhaufen bestieg; in Schottland verbrannte man die letzte im Jahre 1772, die letzte in der Schweiz, im Kanton Glarus, 1782, und selbst 1836 noch setzten die Fischer der Insel Heia eine Hexe der Wasserprobe aus, wobei sie natürlich ertrank—aber nicht etwa weil sie schuldig, sondern eben weil sie unschuldig war; und den Schluß bildete die Verbrennung von fünf Hexen zu San Jacobo in Mexiko am 20. August 1877. Im ganzen sollen an die 300.000 Hexen verbrannt worden sein.

Daß also auch in dem vom Sinnbilde der Fruchtbarkeit, dem Wasser, durchschäumten Lawena-Tobel Fruchtbarkeitsriten der rätoromanischen und auch bereits der keltischen Bevölkerung stattgefunden hatten und daß sich die Erinnerung davon, gleichsam wie an Hexenkulte, bei den Hiesigen erhalten hatte, schien mir ziemlich sicher; und anderntags wollte ich den Bachtjars mit meinem nachts angelesenen Wissen aufwarten. Zu meinem Erstaunen aber schienen sie auf einmal nicht mehr geneigt, auf derlei einzugehen, ja am Ende sagte Bachtjar sogar ganz unumwunden: Wahrscheinlich hätten hier die Leute ganz recht, wenn sie glaubten, von solchen Dingen solle man lieber nicht reden, und auch wir sollten auf diesen Gegenstand besser nicht mehr zurückkommen. Es bringe nämlich Unglück, und schon jemanden einen Tobelhocker zu nennen, gelte für die ärgste Beleidigung. Vor allem jedoch solle ich mir nicht einfallen lassen, den Tobel nun etwa auch noch persönlich in Augenschein zu nehmen, das könne sehr gefährlich werden, und so weiter.

Ich sah ihn an, denn dies schien mir in der Tat ein Höhepunkt der Versnobtheit, ja, dieses Kokettieren mit einer Autochthonie, die ihn nichts anging, erinnerte mich geradezu daran, daß sich auch die Sommergäste von Alt-Aussee als Nachkommen des Erzherzogs Johann verkleideten; und auch Bachtjars eigene Frau—bildete ich mir zum mindesten ein—versuchte ein Lächeln zu unterdrücken. Doch so oder anders: eines mehreren bedurfte es nun allerdings nicht, um mich den Beschluß fassen zu lassen, den Tobel in der Tat zu besichtigen; und zwei oder drei Tage später, als der fortwährende Südwind allen Schnee so gut wie ganz weggetaut hatte, machte ich mich denn auch wirklich, ohne die Bachtjars von meinen Absichten ins Bild zu setzen und als wollte ich bloß ein paar Schritte ums Haus tun, nach Tisch auf den Weg zum Tobel.

Die Karte von Werdenberg, die ich, hinter Bachtjars Rücken, aus der Lade mit den Autokarten wieder hervorgeholt hatte, entfaltete ich erst, als ich außer Sicht des Hauses war. Bachtjar hatte ganz recht: es mochten etwa fünfviertel Stunden bis zum Tobel sein. Ich hatte mich also zu beeilen. Ich ging zuerst die Hänge schräg hinab und dann weiter am Ortsrand von Triesen, bis die Straße—einen guterhaltenen Fahrweg hätte man sie nennen können—wieder anzusteigen begann. Nach einiger Zeit nahm mich der Wald auf. Hatte ich aber geglaubt, an den Ausgang des Tobels zu gelangen, so irrte ich—dorthin, wo er als Wildhaustobel eingezeichnet war, führten überhaupt nur Fußpfade, und in den Tobel hinein nicht einmal diese, der Fahrweg selbst jedoch, wennzwar gleichfalls in einen Fußweg übergehend, geleitete mich, über allerhand Kurven im immer steiler werdenden Hang, hoch über den Tobel hinauf. Hier verlor sich auch der Wald wieder, of-

fenbar weil er auf dem Hange, der nun fast senkrecht in den Tobel absank, nicht mehr Fuß zu fassen vermochte, und unten zwischen den Felsen erscholl, immer lauter, der Lärm des Lawenabaches, der von der Schneeschmelze überschäumte. Wie Wolkentürme stiegen die Häupter der Berge ringsum, der Rappenstein, das Schwarzhorn, das Falknishorn, aus dem Duster der Dämmerung, die sich über den Boden zu breiten begann, und das Tosen des Wildbachs schien gleichsam nur der Widerhall jener emporquellenden, steinernen Gewitter.

Hier in die Tiefe der Schlucht hinabzusteigen schien ebenso unmöglich, wie sie vom Tale her zu betreten. Gott also mochte wissen, auf welchen Wegen die Tobelleute wirklich an das Wasser hinabgelangten. Doch dann fiel mir ein, daß sie sich ja, als Hexen und Zauberer, die sie waren, auch durch die Luft hinabsenken konnten. Aber am Ende glaubte ich auf eine ganz andere Ursache der Verrufenheit des Tobels gekommen zu sein. Wie, sagte ich mir nämlich, wenn er überhaupt nichts mit Magie zu tun gehabt hätte, sondern wenn er in der Vorzeit nur zum Aufenthaltsorte von Leuten mit ansteckenden Krankheiten, vor allem von Aussätzigen, gemacht worden wäre, und wenn ihm bloß davon der üble Ruf geblieben? Allenthalben, da man ja diese Krankheit einst noch nicht heilen konnte, waren die Leprosen aus der Gemeinschaft der Gesunden verbannt worden, und überall hatte es, wie ich später ausführlicher ermitteln sollte, Asyle für sie gegeben. Am bekanntesten waren die französischen Heime gewesen, Maladreries genannt, in denen sich die Eleganz und Schönheit der Gotik mit dem Elend, dem Schrecken und dem Schmutze der Krankheit vereinte. In Beauvais hatte es derlei gegeben, in Poissy, in Pontarmé und in Closebarbe, und ihrer sogar mehrere in Paris: auf dem rechten Seine-Ufer Saint-Lazare, wo jetzt der Bahnhof steht, und Saint-Eustache an der Ecke der Rue Montorgueuil und der Rue Tiquetonne, auf dem linken Ufer aber die Maladrerie von Saint-Germain an der Ecke der Rue du Bac und der Rue de Sèvres. Wie, also, dachte ich, wenn man hier in dieser armen Gegend, wo man sich den Bau von kostspieligen Maladrerien nicht leisten konnte, die Aussätzigen ganz einfach im Lawenatobel angesiedelt hätte? Nahrung, Bettzeug und was sie sonst noch brauchen mochten, war zu ihnen über die Steilhänge hinabgewälzt worden.

Über diesen Träumereien war ich schon in den ersten der beiden Talkessel hinauf gelangt, die sich, hintereinander, über dem Tobel auftaten. Aber der Aufstieg in den zweiten Kessel, durch einen allzu steilen Absturz seines Randes so gut wie versperrt, verbot sich gleichsam von selber, und weil zudem auch schon die Dämmerung stärker und stärker einfiel, wandte ich mich um und machte mich zuerst im Schritt und später fast im Lauschrift auf den Heimweg. Ungeheuer über mir sausten die kahlen Bäume im Sturm, unter ständigem Stolpern gelangte ich zu Tale, fast wäre die abergläubische Furcht vor dem Tobel nun auch hinter mir selber dreingejagt gekommen, und als ich endlich wieder daheim anlangte, war's stockfinster geworden, denn der Mond, wenngleich fast voll, hatte das Gewölk, welches sich wild über die Kämme wälzte, kaum mehr zu durchdringen vermocht.

„Nun,“ sagte Bachtjar, der, eben als ich eintrat, mit seiner Frau beim Tee saß, „also doch im Tobel gewesen? Wie war's?“ Und er musterte, wie mir schien ein wenig spöttisch, meine strapazierte Erscheinung.

„Nichts war's,“ sagte ich, fiel in einen Fauteuil und ließ mir Tee einschenken. „Eine Bachschlucht war's wie jede andre, und bestenfalls dazu gut, um den Mist von Werdenberg hinzufahren und hineinzuworfen—wenn sie nicht selbst dazu zu entlegen wäre. Das ist alles.“

Meine Theorie vom Aussätzigenasyl zu entwickeln war ich viel zu abgespannt. Zudem hatte ich auch keine Lust, mit meinen Ansichten auf den weiteren Widerstand der Bachtjars zu stoßen, und am übernächsten Tag reiste ich ja ohnedies.

Als ich aber in Wien anlangte, wurde mir sogleich, das heißt noch am selben Abend, eröffnet, daß sich ein Mensch, der mir besonders verhaßt gewesen war, weil ich mit ihm, kurze Zeit vorher, einen widerwärtigen Konflikt gehabt hatte, ein Redakteur namens Hejtmanek, in der Gegend von Korneuburg oder Stockerau mit seinem Wagen erschlagen hatte. Seine Mitfahrerin, eine junge Person aus der Schweiz, hatte sich eine Zigarette von ihm anzünden lassen, und indem er ihr den Anzünder gereicht hatte, war er, vielleicht auch einigen Glatteises wegen, zuerst gegen einen Baum an der linken, dann gegen einen andern an der rechten Straßenseite geschleudert worden, worauf sich der Wagen auch noch um sich selbst gedreht und schließlich zweimal seitwärts überschlagen hatte. Jener Mensch war tot, dem Frauenzimmer aber war überhaupt nichts geschehen.

„Und eine Schweizerin,“ sagte ich, „war sie also?“

„Ja,“ wurde mir bedeutet. „Sie ist auch schon wieder dorthin zurück.“

„In die Schweiz?“

„Ja.“

„Soso,“ sagte ich. „Und aus welcher Gegend war sie denn eigentlich?“

„Aus Werdenberg,“ wurde mir bedeutet.

Ich war sprachlos. Doch auch daß sie sich aus dem Anlasse des Unfalls recht verrückt benommen hatte, wußte man noch zu berichten. Es schien, daß sie überhaupt erst knapp vorher zu ihm in den Wagen gestiegen war, und kaum war das Unglück geschehen, so sprang sie auch schon wieder heraus und stand, im Mantel zwar, aber mit bloßen Füßen, neben dem brennenden Wagen und schrie fortwährend, man solle doch ihre Schneeschuhe aus dem Wagen holen, bevor sie ganz verbrannt sein würden.

Durch den Schock schien sie, auf Augenblicke zumindest, um alle Vernunft gekommen zu sein. Später vermochte man aus ihren Reden zu schließen, daß sie, am Abend zuvor, mit jener Vickers-Viscount, deren einbeinige Landung auf dem Schwechater Flugplatz so viel Aufsehen erregt hatte, aus München gekommen war. Vor der Landung hatten die Passagiere, wie in solchen Fällen üblich, die Schuhe ausziehen, Hosenträger, Gürtel und Krawatten abnehmen, spitze Gegenstände aus den Taschen entfernen und Brillen und falsche Gebisse ab- sowie den Kopf auf die Knie legen müssen. Unmittelbar nach der Bruchlandung hatten die Stewardessen „Schnell hinaus, nur schnell hinaus!“ geschrien, und alles zwängte sich durch die Notausstiege, dabei auch sie selber, die, mit ihren Schneeschuhen in der Hand, über die Tragfläche zu Boden rutschte. Dabei zerriß sie sich die Strümpfe, so daß sie auch diese ausziehen und wegwerfen mußte. Wo sie sich die Nacht über aufgehalten, ließ sich nur vermuten, sie gab vor, es ebenso vergessen zu haben wie die Art und Weise, auf die sie nach Korneuburg gekommen. Nur daß gleich zwei solcher Unfälle binnen so kurzer Zeit für sie etwas viel gewesen seien, brachte sie noch heraus.

Kapitel 4

Man hatte mir diesen Bericht aber kaum erst erstattet, als der alte Kessler anrief.

„Endlich!“ rief er aus. „Endlich sind Sie wieder da. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich es hasse, wenn Leute, statt sich dort aufzuhalten, wo man sie dringend braucht, ununterbrochen in der Weltgeschichte herumkutschieren.“

„Na ja,“ sagte ich, „hin und wieder kommt es eben vor, daß man auch auswärts—“

„Sagen Sie mir lieber,“ unterbrach er mich, „was Sie dazu sagen!“

„Wozu?“ erkundigte ich mich. „Beziehungsweise: zu was?“

„Aber um Gottes willen,“ rief er, „zur Schatzkammergeschichte. Das war doch Ihre Idee!“

„Meine—“

„Ja. Oder wollen Sie's nun vielleicht abstreiten?“

„Wie bitte?“ sagte ich. „Was soll ich abstreiten wollen?“

„Daß Sie es waren, der mir den Rat gegeben hat, mein Sohn solle sich mit diesem Frauenzimmer, der jungen Petznek, etwas anfangen, und auf einmal war es eine ganz andre!“

„Wer, bitte, war eine ganz andre?“

„Die Petznek!“ schrie er.

„Wer ist das, lieber Baron?“ sagte ich.

Kurz und gut, wir kamen überein, daß mir dasjenige, was er sagen wollte, wohl kaum bloß telephonisch mitzuteilen sein werde, und so suchte er mich denn, unmittelbar im Anschluß an seine abgehackten fernmündlichen Äußerungen, auf und erzählte mir folgende unglaubliche Geschichte: Sein Sohn hatte in der Tat mit der Tochter eines der Aufsichtsorgane der Schatzkammer, eines gewissen Petznek, Kontakt nicht nur gesucht, sondern auch um so eher gefunden, als er jener Karin Petznek erstens gefiel, als sie zweitens hoffte, aus der ganzen Geschichte könne eine Ehe werden, und als er, drittens, durchblicken ließ, auch der Freiherrnstand liege für ihn, und damit auch für sie, nicht in unerreichbarer Ferne; und zwar erhoffte sie sich um so eher eine Heirat, als der junge Kessler, über Weisung seines Vaters, keinerlei Anstalten traf, von dem jungen Mädchen auf außereheliche Weise Besitz zu ergreifen. Der alte Kessler stellte sich nämlich auf den—an sich gar nicht einmal so unklugen—Standpunkt: wenn das junge Mädchen erst einmal in Besitz genommen worden sein würde, werde es nur noch auf eine Heirat dringen, statt dasjenige zu tun, was sie dem jungen Kessler, als Bedingung zu dieser Heirat, ermöglichen sollte, nämlich das Aufschließen der Schatzkammer zur Nachtzeit, und zwar mit Hilfe der Schlüssel, beziehungsweise mit Nachschlüsseln zu den Schlüsseln ihres Vaters, des alten Petznek. Mit diesen Schlüsseln, beziehungsweise Nachschlüsseln bewaffnet sollte das junge Paar in die Schatzkammer eindringen, die Vitrine, in der sich die Krone befand, sollte geöffnet werden, der Sohn Kessler sollte die Amethyste der Krone gegen gewisse Tafelsteine, die der Vater Kessler vorbereitet und dem Sohn mitgegeben haben würde, austauschen, danach sollte

das junge Paar die Schatzkammer wieder abschließen, und von einer Heirat des jungen Paares brauchte keine Rede mehr zu sein. Doch ob das junge Paar nun heiratete oder nicht, die Krone würde dann jeder Untersuchung standhalten, und die Tafelsteine des Kronreifs würden sich als echt erweisen. Eine solche Untersuchung der Tafelsteine drohte nämlich, hatte man doch schon die nebenan befindliche Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation untersucht, und daß man auch die österreichische Kaiserkrone, die sogenannte Rudolfskrone, untersuchen werde, war nur noch eine Frage der Zeit; und damit würde den infamsten Verleumdungen des Erzhauses auf Grund des Umstandes, daß man die falschen Steine entdecken würde, Tür und Tor geöffnet sein.

Das ganze Unternehmen schien abenteuerlicher, als es in Wirklichkeit war. Die Alarmvorrichtungen der Schatzkammer nämlich hingen—und hängen noch immer—nicht an einem eigenen Aggregat, sondern an der allgemeinen elektrischen Leitung; und gelang es, diese auszuschalten, so funktionierten die Alarmvorrichtungen einfach nicht mehr. Schon ein paar Male war der Strom in der Burg ausgefallen, worauf jedesmal ein Haufen schwerbewaffneter Polizisten schleunigst beordert worden war, die Schatzkammer zu bewachen. Es kam also darauf an, die Stromleitung, die zu den Alarmvorrichtungen führte, zu unterbrechen, ohne daß man anderswo, vor allem in der Feuerwache, davon erfuhr. Dann konnte man in die Schatzkammer ungestört eindringen und daraus forttragen, beziehungsweise, wie im aktuellen Falle, in dieselbe hineintragen, was man nur wollte. Man brauchte danach die Stromleitung zur Schatzkammer nur wieder einzuschalten, und kein Mensch ahnte, was zwischendurch geschehen war.

Um uns also nicht in Einzelheiten zu verlieren: Als der junge Kessler aus der jungen Petznek nur erst herausbekommen hatte, wie man den Strom ausschalten könne—denn die junge Petznek, ihrerseits, hat es wiederum aus dem alten Petznek herausbekommen—veranlaßte der junge Kessler die junge Petznek auch noch, einen genauen Wachsabdruck der Schlüssel des alten Petznek zu nehmen; und mit Hilfe der danach gefertigten Nachschlüssel drang er eines Nachts, nach Ausschaltung der Alarmvorrichtungen, vom Schweizerhofe her in die Burg ein, schritt zwei Treppen der sogenannten Säulenziege hinauf und sah im Lichte seiner Taschenlampe, die er, nebst einem vollständigen Set von Juwelierinstrumenten und den echten Ersatzsteinen, mit sich genommen, die genasführte, beziehungsweise erst an der Nase zu führende Geliebte, wie ausgemacht, schon vor der eisenbewehrten und mit einem doppelten C versehenen Schatzkammertüre zitternd stehen. Er küßte sie höchst oberflächlich, wie Männer so oft, wenn sie Besseres vorhaben, ihre Geliebte küssen, und schloß die Eisentür mit Hilfe der Nachschlüssel auf. Sie funktionierten klaglos, da die ganze Anlage ja überhaupt noch reichlich primitiv war. Danach drang das Paar durch einen Vorraum und einen der Haupträume, dessen Fenster wiederum in den Schweizerhof führten, in denjenigen Raum ein, in dessen Mitte eine Vitrine die Krone, das Zepter und den Reichsapfel beherbergte.

Die Nacht war ebenso stürmisch und regnerisch, wie es diejenige gewesen war, in welcher der kaiserliche Oberstkämmerer, fünfzig Jahre zuvor, die Krone entführt und in die Schweiz gebracht hatte. Aber in dem Augenblick, in welchem das Paar den Kronraum betrat, zerriß das Gewölk, und das Mondlicht fiel durch die

Fenster und ließ die heiligsten Insignien des Kaiserreichs, ob sie nun ganz echt sein mochten oder nicht, märchenhaft aufleuchten.

Doch hatte vielleicht noch der junge Kessler, aber nicht die junge Petznek ein Organ dafür. Vielmehr dachte sie, die sich als Mannequin zweiter oder dritter Güte mühsam fortbrachte, um ihrem verwitweten Vater nicht allzusehr auf der Tasche zu liegen, nicht eben unrichtigerweise: Wenn es jetzt nicht zu einem Vorgang intimerer Art zwischen ihr und dem jungen Mann kam, so werde er, nachdem er seine Absicht mit der Krone ins Werk gesetzt, sich nicht mehr um sie, die Petznek, kümmern. Jetzt oder nie mehr!, sagte sie sich also und schmiegte sich aufs zärtlichste an ihn; und auch er, wahrscheinlich weil er sich sozusagen schon am Ziel seiner Aufgaben sah, dachte: Warum eigentlich nicht? Die Steine austauschen kann ich ja auch noch nachher; und das junge Paar sank umschlungen auf eine der viel zu kurzen, viel zu harten Bänke in einer der beiden Fensternischen...

In diesem Augenblick flammte jählings das elektrische Licht auf, und die Alarmvorrichtungen schrillten überall, wo sie nur zu schrillen hatten. Irgend jemand von der Feuerwache mochte entdeckt haben, daß der Strom nicht eingeschaltet sei, und schaltete ihn wieder ein; worauf nicht nur der Direktor Doktor Matsvanski, sondern auch die der Burg benachbarten Polizeiwachstuben, ja der Polizeipräsident höchstselber aus dem besten Schläfe auffuhren und teils mit allerhand Fahrzeugen, teils überhaupt bloß zu Fuß in die Richtung der gefährdeten Schatzkammer stürmten. Ja sogar der alte Kessler, der, vor Nervosität, ohnedies nicht hatte schlafen können, kam, als er die Sirenen heulen hörte wie zur Hitler-Zeit, in seinem Bentley, die Sperrpfeiler im Schweizertor niederwalzend, in den Schweizerhof gejagt und stürzte die Säulenstiege, inmitten von Rudeln anderer Alarmierter, keuchend empor.

Und was fand man im Kronenraume? Zwar den jungen Kessler, aber, statt der jungen Petznek, die das Rendezvous, gleichsam wie durch zauberhafte Einwirkung, hoffnungslos verschlafen hatte und die erst zugleich mit ihrem Vater erschien und sich die aufgeblondeten Haare raufte, in des jungen Kesslers Armen eine schamlos lächelnde Unbekannte, die freilich vollständig angekleidet war, jedoch weder Schuhe noch Strümpfe anhatte und sich bei der sofort vorgenommenen Perlustrierung als eine gewisse Beck, Prostituierte aus Zürich, wengleich aus Werdenberg gebürtig, erwies. Der alte Kessler hielt sie allerdings für die junge Petznek und drückte dem alten Petznek eine Handvoll Banknoten in die Hand, indem er ihm zuzischte, er solle kein Aufhebens wegen seiner Tochter machen. Aber der alte Petznek schrie: „Was? Die Schlampe da, das soll meine Tochter sein?“ Und er warf das Geld zu Boden und trampelte zuhöchst erbittert darauf herum.

Doch auch der ganzen Polizei, wengleich sie eher links orientiert war, war die Sache mehr als peinlich; und da in diesem Staate nichts zugelassen wurde, wenn man das Gefühl hatte, es könne der Gegenpartei unerwünscht sein—denn auch unter den offiziell ärgsten Feinden wusch ja, insgeheim, eine Hand stets die andere—so einigte man sich, insonderheit deshalb, weil sich herausstellte, daß man ja nichts aus der Schatzkammer habe forttragen, sondern bloß etwas hineintragen wollen, ziemlich bald dahingehend, den Vorgang überhaupt zu vertuschen; und obgleich der diplomatisch völlig unbegabte Direktor Matsvanski damit nicht einverstanden war und auf seine ruthenisch-preußische Art immerzu schrie: „Dasch...t doch der Hund ins Feuerzeug!“ so warf man die Prostituierte Beck ganz ein-

fach aus der Hofburg, löschte alle Lichter wieder aus und suchte lautlos, „wie ein Gestank,“ sagte Matsvanski, das Weite.

Als mir der alte Kessler all dies berichtete, war mir natürlich sofort klar, daß die barfüßige Person, welche den Autounfall bei Korneuburg herbeigeführt hatte, nur diejenige gewesen sein könne, die man nachts in der Schatzkammer betreten hatte. Wieso es ihr allerdings gelungen war, auf einmal statt der jungen Petznek da, beziehungsweise dort zu sein, ahnte ich nicht; und vielleicht war auch die Person, die da bei mir im verdunkelten Raume der Juwelenausstellung stand, eine ebensolche Art von Hexe, wie es die in der Schatzkammer gewesen sein mochte. Ich schielte jedenfalls sofort auf ihre Füße. Doch hatte sie Schuhe und Strümpfe an. Allerdings sagte ich mir, daß ja Barfüßigkeit nicht das einzige Kriterium mehr oder weniger medial veranlagter Frauenspersonen sein müsse, und so fragte ich denn meine schöne Unbekannte vorsorglich:

„Kennst du vielleicht ein gewisses Fräulein Beck aus Zürich?“

Sie sah mich erstaunt an.

„Nur so zufälligerweise,“ setzte ich also erklärend hinzu.

„Nein,“ sagte sie. „Wer soll denn die sein?“

„Ach,“ sagte ich. „Eine Schweizerin. Oder vielmehr eine aus Werdenberg. Aber lassen wir das! Sag mir also lieber, wie du selber überhaupt heißt.“

„Heidrun,“ sagte sie.

Ich hatte die ungewisse Vorstellung, dies sei der Name irgendeines mythischen Geschöpfes gewesen, von dem eine germanische Gottheit, ich wußte nicht mehr welche, gesäugt worden war. Es konnte sich um eine Zicke gehandelt haben. Aber für derlei Namen hatten die Deutschen nun einmal eine Vorliebe. „Und,“ fragte ich nach einem Moment, „wie heißt du sonst noch?“

„Ostraczewski.“

„Aha!“ sagte ich.

„Wie, bitte?“

„Nichts, nichts...“

Und wir einigten uns auf das Folgende:

Sie, die Ostraczewski oder, wenn man will, die Ostraczewska, sollte sich in das Büro des Juniorchefs, des sogenannten Gemmologen, verfügen, um ihn in betreff gewisser Einzelheiten der Juwelenausstellung, keinesfalls jedoch des „Sterns von Florenz“, nochmals zu interpellieren; und bei dieser Gelegenheit solle sie versuchen, den Gemmologen so weit zu beeindrucken, daß er sie zum Souper einladen würde. „Nur hoffe ich,“ fügte ich an, „daß er nicht verheiratet ist.“

„Das wäre mir egal,“ hatte sie den Freimut zu sagen.

„Um so besser,“ sagte ich. „Also: du wirst bestrebt sein, ihn, nach diesem Souper, die Konsequenzen daraus ziehen zu lassen—bevor ihr sie aber wirklich zieht, wirst du sagen, du könntest ihm nicht angehören, ohne daß ihr reinen Tisch zwischen euch gemacht hättet. Er sei zwar nicht der erste Mann in deinem Leben, jedoch der dritte oder höchstens vierte, und nun solle auch er dir sagen, ob in seinem Leben alles stimme, das heißt, ob er nicht schon irgendwelche schiefe Stöße, zum Beispiel geschäftliche, gemacht habe; und damit bringst du das Gespräch unmerklich nun denn doch auf den *Stern von Florenz* und fragst ihn, woher denn seine Firma den überhaupt wirklich hat. Aber natürlich darfst du das nicht mit so plumpen Worten tun, sondern du hast es mit Gefühl vorzubringen.“

Sie sah mich an.

„In Anbetracht dessen,“ sagte sie, „daß eigentlich ich es war, die auf den Gedanken gekommen ist, dieses Ding zu drehen, kommandierst du schon ganz schön mit mir herum.“

„Ach, meine Liebe,“ seufzte ich, „längst schon bevor die Ostraczewskis ihre Dinger gedreht haben, haben die Novilles die ihren gedreht... Kurz und gut, du mußt es so einrichten, daß ich, wenn er dir gesteht, woher er den *Stern von Florenz* hat, Zeuge davon sein kann, und sei's auch nur durch die Tür, hinter der euer diesbezüglicher Vorgang stattfindet.“

„Gut,“ sagte sie. „Ich werde in diesem Sinne bemüht sein.“

„Also dann hau ab!“

Und sie ging, und ich wartete inzwischen auf sie vor dem Hause.

Nach etwa dreiviertel Stunden kam sie wieder.

„Um halb acht Uhr abends,“ sagte sie, „im Hotel Schwäbischer Hof.“

„Bon,“ sagte ich; und danach holte sie ihren Handkoffer vom Bahnhof, und ich wollte meinen Koffer aus meinem Wagen holen, der, inzwischen, übrigens schon wieder instand gesetzt war, so daß ich samt Koffer, beim Schwäbischen Hof vorfahren, parken und ein Einbettzimmer nehmen konnte. Denn daß die Ostraczewska woanders übernachtet werde, war ja nach allem Bisherigen anzunehmen. Immerhin brachte auch sie ihren Koffer auf mein Zimmer und fing an, sich für das Souper mit dem Gemmologen herzurichten.

Dabei sah ich sie eine ganze Zeit lang an, und schließlich sagte ich:

„Eigentlich könnten wir ja jetzt, da du doch ohnedies solche Sachen mit dem Gemmologen vorhast, diese Sachen bis zu einem gewissen Grade, etwa nach dem sogenannten Rechte der ersten Nacht...“

„Was könnten wir mit diesen Sachen nach dem sogenannten...?“ fragte sie.

„Wir könnten sie,“ sagte ich, „vorwegnehmen.“ Und dabei näherte ich mich ihr. Doch schlug sie mir auf die Finger.

„Laß, gefälligst, diese Blödheiten!“ sagte sie, allerdings ohne alle Emphase.

„Nun, schön,“ sagte ich. „Nicht, nicht.“

„Jedenfalls,“ sagte sie, „ist es merkwürdig, daß jeder der erste sein will und keiner der zweite.“

„Also,“ sagte ich, „der wievielte einer bei dir sein würde, weiß ich nicht. Denn bei so unerotischen Frauenzimmern, wie du eines zu sein scheinst, weiß man ja wirklich nicht, welcher xte man ist.“

„Vielleicht bist du bloß nicht mein Typ,“ sagte sie; und ich zuckte die Achseln.

Ein paar Minuten nach halb acht ging sie hinunter in den Speisesaal, wo der Gemmologe schon auf sie wartete; und ich, als ginge mich das Ganze gar nichts an, setzte mich an einen Nebentisch, war ich doch sicher, daß mich der Gemmologe, der mich nur im Halbdunkel der Juwelenausstellung gesehen hatte, nicht wiedererkennen werde.

Sie raspelten Süßholz bis gegen zehn Uhr. Dann glaubte die Ostraczewska den Gemmologen schon so weit auf Touren gebracht zu haben, daß sie es für an der Zeit hielt, mit ihm in seine Wohnung zu kommen.

Er wohnte unmittelbar neben der Juwelenausstellung; und ich folgte den beiden.

Sie traten ein, und hinter ihnen fiel die Tür zu.

Oh, verflucht! dachte ich.

Aber die Tür war gar nicht wirklich zugefallen, oder wenn sie wirklich zugefallen war, so hatte Heidrun sie, hinter dem Rücken des Gemmologen, wiederum einen Spalt weit geöffnet, und ich vermochte den beiden treppauf zu folgen.

Das Treppenhaus war, wenngleich bloß matt, erleuchtet, denn im Falle eines gewissen Sinnentaumels drehen selbst geizige Reiche das Licht nicht aus; und ich blieb vor der Tür stehen, hinter welcher das Geständnis des Gemmologen erfolgen sollte, woher er den „Stern von Florenz“ habe. Würde er es aber gestanden haben, so war ich entschlossen, hervorzutreten und zu sagen: „So! Das wird Sie aber schön viel kosten!“ Doch sollte alles anders kommen.

Denn nachdem sich das Paar bereits entkleidet hatte, sagte Heidrun, wie besprochen: „Bevor ich dir ganz angehöre, Liebster, muß ich dir ein Geständnis machen.“

„Nämlich welches?“ hörte ich, durch die Tür, den Gemmologen antworten.

„Du bist zwar nicht der erste Mann in meinem Leben,“ hörte ich Heidrun sagen, „aber du bist, immerhin, höchstens der dritte oder vierte.“ So genau, dachte ich, hätte sie sich an meine Weisungen eigentlich nicht zu halten brauchen. „Nun aber,“ fuhr sie fort, „gesteh auch du mir, damit wir reinen Tisch zwischen uns machen können, woher ihr eigentlich den *Stern von Florenz* habt.“ Angesichts dieser Plumpheit glaubte ich, mir bliebe der Atem stehen; denn wir würden mit den Frauen viel besser auskommen, wenn wir uns immer vor Augen hielten, daß sie eigentlich viel dümmer sind, als wir glauben; und richtig blieb auch in diesem Fall die üble Wirkung nicht aus.

„Steh sofort wieder auf!“ befahl nämlich der Gemmologe. „Zieh dich an und sieh zu, daß du weiterkommst, wenn du nicht willst, daß ich dich wegen dieses Erpressungsversuches, auf den ich nur gewartet habe, festnehmen lasse!“

„Festnehmen!“ schrie sie. „Wegen eines Erpressungsversuches? Wo sind deine Zeugen?“

„Ich brauche keine Zeugen!“ rief er, da er nicht wußte, daß er ja mich, unter Umständen, als Zeugen hätte haben können. „Ich stehe mit der hiesigen Polizei auf bestem Fuße!“

Worauf ich aus den Geräuschen schloß, daß sie die Partie verloren gab; und während sie sich, wütend, wieder ankleidete, zündete er sich eine Zigarette an.

„Ich möchte nur wissen,“ sagte er schließlich, „in wessen Auftrag du eigentlich hierhergekommen bist.“

Statt einer Antwort jedoch zog sie sich die Schuhe, die sie, offenbar, schon wieder anhatte, wieder aus und warf sie ihm an den Kopf.

Dies hielt ich für das Signal zu meinem Rückzüge; und als auch sie wieder auf der Straße erschien, sagte ich:

„Danebengegangen.“

„Danebengegangen,“ sagte sie. „Drei Jahre früher wäre mir das noch nicht passiert. Aber wenn eine Frau achtundzwanzig ist, ist ihr Busen eben nicht mehr der beste, und was früher bei ihr Schlankheit war, ist nur noch Magerkeit.“

„Aber ich bitte dich,“ versuchte ich sie zu trösten, „mit achtundzwanzig ist doch eine Frau geradezu auf ihrem Höhepunkt.“

„Möglich,“ sagte sie. „Aber fünfundzwanzig oder gar dreiundzwanzig ist sie trotzdem nicht mehr.“

„Nur,“ sagte ich, „wenn du diesem Menschen schon deine Schuhe an den Kopf geworfen hast, wo sind denn eigentlich deine Strümpfe? Wieso hast du die denn auch nicht mehr an?“

Denn ich merkte nicht ohne ein gewisses abergläubisches Erschrecken, daß sie barfuß neben mir herlief.

„Die Strümpfe,“ sagte sie, „die habe ich in der Eile, um nur von dem widerlichen Kerl loszukommen, gar nicht mehr angezogen...“

An der Bar des Schwabenhofs tranken wir noch eine Kleinigkeit, und alle Welt wunderte sich, daß ich da mit einer Barfüßigen saß und trank.

In meinem Zimmer—denn es gab kein andres freies—zog sie sich dann sofort völlig aus und legte sich in mein Bett.

Dabei bemerkte ich, daß ihr Busen vollkommen einwandfrei war und daß bei ihr wohl von Schlankheit, aber keinesfalls von Magerkeit die Rede sein konnte.

„Nun,“ sagte ich infolgedessen, „wie wär’s denn jetzt?“

„Untersteh dich!“ fuhr sie mich an.

Und bald darauf schiefen wir, geschwisterlich, ein.

Kapitel 5

Andern Morgens, jedenfalls, sagten wir einander, ohne viel weitere Umstände zu machen, auf Wiedersehen oder vielmehr auf Nimmerwiedersehen, dann fuhr sie zur Bahn, und ich, bevor ich in meinen Wagen stieg und gleichfalls davonfuhr, ging noch in die Stadt, um mir Sondheimers Memoiren zu kaufen. Aber ich bekam sie nicht, und ich wurde den Verdacht nicht los, die Juwelenfirma haben ihren Einfluß, den sie, laut Aussage des Gemmologen, auch auf die Polizei hatte, ebensowohl in betreff der Buchhändler geltend gemacht, so daß diese nun das Buch, welches den „Stern von Florenz“ gefährden konnte, nicht führen durften. Ich fuhr mithin nach Karlsruhe, bekam aber auch dort die Memoiren nicht. Das ließ entweder darauf schließen, daß der Einfluß der Firma bis Karlsruhe reichte, oder aber es ging daraus hervor, daß sich niemand, es seien denn die Betroffenen selbst, für das Buch interessierte. Denn was sollte einem Lesepublikum, welches zumeist bloß aus Tippfräulein oder ähnlichen bescheidenen Geschöpfen bestand, die sich für ihre Anbeter bestenfalls mit Gablonzer Klimbim zu behängen vermochten oder damit, als Massentouristinnen, in Teneriffa brillierten—was sollte denn denen ein Bericht von lauter haselnuß-großen bis nußgroßen Brillanten, Smaragden, Rubinen kaiserlicher Herkunft und so weiter.

Endlich aber fand ich in Frankfurt die Memoiren doch noch, obwohl sich dort sonst bloß, aus dem Anlaß der alljährlichen Buchmesse, ungewaschene Hochschüler mit gewaschenen Angehörigen der Polizei, die es, wahrscheinlich mit Recht, vorzogen, akademisch nicht gebildet zu sein, tagelang herumschlugen, die Langhaarigen mit den Kurzhaarigen, die Bärtigen mit den Rasierten, die ersten Hüter der wirklichen Unordnung mit den letzten Hütern der wirklichen Ordnung, die undichterischen und undenkerischen Exponenten des Volkes der Dichter und

Denker einerseits mit den allerdings ebenso undichterischen und undenkerischen Exponenten des Gesetzes im Volke der Dichter und Denker andererseits.

Sondheimer—so stellte sich heraus—war aus derselben Stadt gebürtig, in der ich seine Memoiren, und zwar sofort, zu lesen begann. Sein Leben lang war er ein ähnlicher Bonvivant gewesen wie derjenige, der den Vortrag in der Juwelenausstellung gehalten hatte. Im Jahre 1919 war er damit betraut worden, die Kronjuwelen unseres Kaiserhauses zu verkaufen oder, besser gesagt, zu verhökern, da es sich, wenn ein Monarch schon seine Juwelen verkauft, eigentlich nur noch um eine Verhökering und nicht mehr um einen bloßen Verkauf derselben handeln kann. Bei dieser Verhökering hatte Sondheimer mit den Brüdern Aschenfeld in Paris zusammengearbeitet, aber wie es bei Zusammenarbeiten, gemeinsamen Besitzen, gemeinsamen Erbschaften und so weiter zu gehen pflegt: die Zusammenarbeiter waren sich uneins geworden, Sondheimer war, wenngleich nur vorübergehend, ins Gefängnis geraten, und der Kaiser war überhaupt, von Madeira aus, zu seinen Ahnen versammelt worden. Nun waren Bestrebungen im Gange, ihn—warum, wußte man nicht genau—sogar seligsprechen zu lassen.

Dieses Vorzuges sollte sein Geschäftspartner Sondheimer allerdings, verschiedener Gründe halber, nicht teilhaftig werden. Er emigrierte vielmehr, als der sogenannte Kladderadatsch in Deutschland begann, nach England, lebte in Bryanston Court, nahm dort den Namen Sandhurst an und begann ein Verhältnis mit der Frau des gleichfalls emigrierten Literaten Max Hermann-Neisse, einer ungewöhnlich schönen Person, Leni genannt, die er, Sondheimer, nach Hermann-Neisses Tod dann richtig auch noch heiratete. Seine Memoiren, am 1. März 1938 abgeschlossen, erschienen allerdings erst im Jahre 1967 in Wien. Sondheimer selbst hatte noch verschiedene Versuche gemacht, sie herauszubringen, war aber, durch seinen Tod, in betreff dieser seiner Absichten unterbrochen worden.

Die Umstände, unter denen man die österreichischen Kronjuwelen, insgesamt, losgeschlagen hatte, waren beschämend gewesen—dies aber nicht einmal so sehr aus moralischen, wie vielmehr aus wirtschaftlichen Gründen. Für einen Wert nämlich, der damals zwischen fünfzehn bis achtzehn Millionen Schweizer Franken betragen haben mochte, erzielte man nicht viel mehr als fünf bis sechs Millionen; und das war bei aller Weltfremdheit, die einem Herrscherhause sonst so übel nicht ansteht, ein zwar nicht politisches, wohl aber ein geradezu kaufmännisches Verbrechen gewesen. Immerhin war jedoch auch jetzt noch nicht klar, ob die Juwelen kaiserlicher Privatbesitz oder aber sogenanntes hofärarisches Eigentum, das heißt, österreichischer Staatsbesitz, beziehungsweise sogar der Besitz aller Nachfolgestaaten gewesen waren, in welche die Monarchie zerfallen war.

Auf dem Standpunkte, daß sogenanntes hofärarisches Eigentum Staatseigentum ist, steht vor allem auch Professor Dr. Gustav Turba, der darüber im Jahre 1925 sogar eine ganze Schrift veröffentlicht hat; so daß die Ausräumung der Wiener Schatzkammer und vor allem die Entführung des „Florentiners“ am 1. November 1918—unabhängig von dem Umstande, daß ein Gesetz, welches diese Dinge klarstellte, erst ein halbes Jahr später erlassen wurde—gelinde gesagt eine Beeinträchtigung staatlicher Interessen, wenn nicht geradezu Diebstahl gewesen ist.

Übrigens gab es einen nicht uninteressanten Parallelfall aus jener Zeit, nämlich die Geschichte der russischen Kronjuwelen. Diese lagen bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges, bewacht von einer Gardeeinheit, im Brillantenraum des Winterpala-

stes zu Sankt Petersburg. Als der Krieg aber im August 1914 begann, wurden sie, ohne jegliche Registrierung, in acht Truhen geschüttet und nach Moskau abtransportiert. Offenbar fürchtete man die Beschießung Petersburgs durch die deutsche Flotte; und im Keller der Kreml-Rüstkammer wurden diese Truhen nebst Hunderten von andern Kisten voll Gold, Silber, Porzellan und sonstigen Kostbarkeiten des Zarenhofs abgestellt.

Zur Zeit der Oktoberrevolution vom Jahre 1917—so hieß es—seien diese Schätze allesamt von den Bolschewiki geplündert worden. Dem war aber in Wirklichkeit nicht so. Denn Anfang April 1922 wurden sie durch eine vom Rat der Volkskommissare gebildete Kommission, der viele namhafte Mineralforscher und Kunstverständige angehörten, worunter auch das spätere Akademiemitglied Alexander Ferschmann, ausgehoben und sorgfältig registriert; und nunmehr steht dieser „Diamantenfonds der Sozialistischen Sowjetrepubliken“, wie er inzwischen genannt worden ist, der allgemeinen Besichtigung offen. Die Zarenkrone befindet sich darunter, das Diadem der Zarin, das sogenannte „Große Bukett“ aus Brillanten und Smaragden, der achtundachtzigkarätige Diamant „Schah“ aus dem Besitze des Großmoguls, ein hundertundsechunddreißigkarätiger Smaragd, der zu den historischen Edelsteinen des Diamantenfonds gehört, die Agraffe der Zarin Jelisaweta Petrowna und vor allem das Zepter Katharinas der Zweiten mit dem berühmten, etwa einhundertneunzigkarätigen „Orlow“, dem größten Stein Rußlands, an seiner Spitze.

Die Zaren hatten also vor ihrer Erschießung in der Nacht von 17. auf den 18. Juli 1918 keine Gelegenheit mehr gehabt, ihre eigenen Kronjuwelen zu entwenden, sehr zum Unterschiede von unserem eigenen Kaiserpaar, dem es geglückt war, die österreichischen Kronjuwelen noch rechtzeitig in die Schweiz schaffen zu lassen, und das kam, laut den Sondheimer-Memoiren, so:

Am Abend des 1. November 1918, eines verregneten Allerheiligentages, als der Zusammenbruch der Mittelmächte, Deutschlands also, Österreichs, der Türkei und Bulgariens, bereits so gut wie gewiß war, erschien der Kaiserliche Oberstkämmerer Leopold Graf Berchtold in der Schatzkammer der Wiener Hofburg und hob dortselbst sämtliche österreichischen Kronjuwelen in Allerhöchstem Auftrag aus. Dies aber ist freilich auch das letzte, das in betreff der beiden Kronen, der brillantenbesetzten Orden vom Goldenen Vlies, der Smaragd- und Rubingarnitur, der Perlengarnitur, des Brillantdiadems, des sogenannten Rosenkolliers und so weiter und so weiter, insgesamt ungeheurer Edelstein- und Perlenmengen im Gewichte vieler Tausende von Karaten, einwandfrei feststeht. Denn gleich darauf beginnen die Berichte auch schon auseinanderzugehen. Nach der Meinung der einen nämlich packte Berchtold die gesamten Kronjuwelen in einen einzigen Handkoffer, während er nach Ansicht anderer mehrere Koffer, worunter auch eine Blechkiste, dazu benötigte. Die einen sagen, er sei dann sogleich zum Westbahnhof gefahren und habe sich dort, samt seinen Schätzen, in einen kaiserlichen Salonwagen gesetzt, wo schon der ungarische Ernährungsminister Prinz Ludwig Windisch-Grätz auf ihn gewartet habe; denn dieser Salonwagen war dem Prinzen Windisch-Grätz zur Verfügung gestellt worden, damit dieser—nämlich der Prinz Ludwig—darin zu Friedensverhandlungen in die Schweiz fahre. Die andern jedoch behaupten, Berchtolds Begleiter sei gar nicht Ludwig Windisch-Grätz, sondern der Fürst Aloys Schönburg-Hartenstein gewesen; wohingegen Schönburgs Tochter, derzeit Gräfin

Kalnoky, darauf besteht, nicht ihr Vater, sondern jemand anders müsse es gewesen sein, der Berchtold begleitet habe; denn ihr Vater habe damals in Klagenfurt seine, nämlich die VI. Armee aufgelöst, und er sei auch nicht mehr, wie behauptet werde, General der Kavallerie, sondern schon Generaloberst gewesen. Wiederum andre jedoch glauben zu wissen, der Onkel der Gräfin Kalnoky, Prinz Johannes Schönburg, haben den Oberstkämmerer begleitet; und laut Aussage von Berchtolds Sohn war von einem Salonwagen überhaupt keine Rede, sondern er glaube, damals am 2. November—in Wirklichkeit jedoch soll es schon der 4. November gewesen sein—habe auf dem Westbahnhof bereits ein solches Gedränge geherrscht, daß sein Vater durch das Fenster in den Zug steigen mußte. Ferner behauptete Windisch-Grätz, er selber habe gleichfalls zwei Koffer mit habsburgischem Schmuck in die Schweiz gebracht: einen aus Blech, sehr schwer, darin waren die Ketten des Vlieses, und einen zweiten, worin das Rosenkollier war. Das Rosenkollier habe er in der Schweiz schätzen lassen, und dabei habe sich herausgestellt, daß es bloß mit rosa Siegelack unterlegt war. Dies jedoch ist eine klare Verwechslung mit der sogenannten „kleinen brillantenen Sevigne mit rosa Brillanttropfen“. Diese Tropfen waren allerdings wirklich bloß rosa unterlegt. Die „Rosen“ des Kolliers aber hatten nicht Rosenfarbe, sondern bloß Rosenform und waren, an sich, rein weiß.

Theoretisch also könnten sich in jenem Salonwagen, der, wenn er keiner war, überdies auch gar nicht am 1., sondern am 2. oder am 4. November abgefahren wäre und in den, diesesfalls, die Leute auch durch das Fenster zu klettern gehabt hätten, die folgenden Personen und Gepäckstücke befunden haben: a) der Minister Windisch-Grätz; b) der Oberstkämmerer Graf Berchtold; c) der General der Kavallerie Fürst Schönburg beziehungsweise der Generaloberst Fürst Schönburg; d) der Botschafter Prinz Johannes Schönburg; e) Berchtolds vier Juwelenkoffer und Windisch-Grätzens zwei Juwelenkoffer; f) all dies allerdings ganz abgesehen davon, daß die Ausfuhr von Juwelen seit dem 12. Februar 1918 überhaupt verboten war; g) aber die genannten Herren führten sie auf Befehl desjenigen, der das Verbot erlassen hatte, dennoch aus. In der Schweiz, jedenfalls, wurden sie—die Juwelen—dann mit Sondheimers Hilfe aus den Fassungen gebrochen, verpfändet und verkauft, dabei auch der „Florentiner“, dieser letztere allerdings ohne Sondheimers Dazutun.

Wie der Orlow im Zarenzepter montiert gewesen war, so war auch der Florentiner in einer brillantenen Hutagraffe befestigt. Er hatte einen Stich ins Gelbliche. Geschnitten war er, der lange Zeit für den viertgrößten Stein der Welt gegolten und auch „Großherzog von Toskana“ geheißen hatte, in acht Flächen, welche mit Facetten bedeckt waren. Sie bildeten acht neunstrahlige Sterne. Einst soll dieser Stein Karl dem Kühnen von Burgund gehört haben und von ihm in der Schlacht bei Granson verloren worden sein. Der Herzog hatte ohnedies die größten Bedenken gehabt, in jenem seinem ersten Krieg gegen die Schweizer in die Alpen vorzudringen und dortselbst das Schicksal Hannibals zu erleiden; und als er sich nach der Niederlage von Granson in der Tat so schnell, als ihn sein großer Rappe Moreau nur zu tragen vermochte, auf die Flucht begab, rief des Herzogs Hofnarr, Louis Onze zubenannt, mit allem Rechte aus: „*Ah, Monseigneur, nous voilà bien annibalés!*“ was ungefähr soviel bedeutete wie: „So, Gnädigster Herr, nun hat man uns aber schön hannibalisiert!“

Es ist jedoch möglich, daß es sich bei dem Verluste des Edelsteins gar nicht um den Florentiner, sondern um den sogenannten Sancy gehandelt und daß sich das Ganze auch nicht bei Granson, sondern, zwei Jahre später, bei Nancy abgespielt hat, wo man Karls völlig entstellten, in einen Tümpel des Laxon-Baches eingefrorenen und überdies auch schon von Wölfen angefressenen Leichnam nur daran erkannt haben will, daß er den Sancy noch am Finger trug. Der Sancy war viel kleiner, dafür aber auch viel weißer als der Florentiner. Er wog 53 und sieben Sechzehntel Karat und war durch den Botschafter Nicolas de Harley, Seigneur de Sancy, aus dem Orient mitgebracht worden. Daher auch der Name des angeblich von dem berühmten Louis de Berquem zurechtgeschliffenen Steines. Doch so oder anders: der Florentiner selbst taucht nachweislich nicht im fünfzehnten Jahrhundert im Besitze des burgundischen Herzogs, sondern erst im siebzehnten Jahrhundert in Florenz auf, woher er auch den Namen hat. Er gehörte den Mediceern. Es ist aber sehr sonderbar, daß gleichzeitig eine Nachbildung des Steins in der Wiener Schatzkammer auftauchte, wo das Original gleichfalls, obwohl erst viel später, landen sollte, und aus der dann die Nachbildung hinwiederum verschwand. Als nämlich Franz Stephan von Lothringen im Jahre 1736 für seine Herzogtümer Lothringen und Bar mit dem Großherzogtum Toskana entschädigt wurde, kam auch der Florentiner mit in den Besitz des neuen Großherzogs und durch ihn, als er sich mit Maria Theresia vermählte, nach Wien.

Der Florentiner war ein Brillanttropfen von Nußgröße. Sondheimer kommt in seinen Memoiren auf ihn zu sprechen wie folgt: „Im Laufe eines Gesprächs mit Steiner“—dem Sekretär Kaiser Karls—„erwähnte ich mein persönliches Interesse an dem Florentiner. Der Florentiner, lautete die Antwort, solle derzeit nicht aus Prangins“—einer Villa am Genfersee, wo Kaiser Karl damals wohnte—. „Auf meine Bitte, den Florentiner sehen zu dürfen, wurde ich im Auto mitgenommen und wurde mir der Florentiner in seiner Fassung gezeigt. Die Fassung hat keinen großen Wert, sie besteht aus alten flachen Diamanten. Der Florentiner selbst, der mir vierzehn Tage später zur Aufbewahrung gebracht wurde, verursachte mir eine ehrliche Enttäuschung. Er wog 133 Karat“—zu 20,6085 Zentigramm—„aber das war auch alles. Es gibt viele gelbe und braune Diamanten dieser Größe auf der Welt, und warum eigentlich dieser Florentiner so berühmt war, kann ich mir nicht erklären, höchstens durch seine Geschichte. Wie schon bemerkt, brachte mir ihn Steiner zehn Tage später zur Aufbewahrung, und da ich mir inzwischen einen sehr guten Kassenschrank angeschafft hatte, so lag er fein säuberlich in der Schublade meines Kassenschrankes.

„Als seine Heimat, wie die anderer Steine, wird Indien angegeben. Ich bezweifle dies, weil meiner ganzen Kenntnis zufolge derartig gelblich-braune Steine niemals aus Indien gekommen sind. Ich muß die Legende wieder einmal zerstören, indem ich behaupte, daß dieser Stein nicht aus Indien kommt, denn seine Farbe weist deutlich darauf hin, daß er eigentlich aus Brasilien kommen müßte. Das ist auch sicher leicht möglich, da er zum erstenmal von Tavemier“—einem berühmten Reisenden und Juwelenkenner—„verzeichnet wird, der ihn in Florenz sah und beschrieb. Da um 1648 die Entdeckung Amerikas längst erfolgt war, ist es immerhin möglich und denkbar, daß der Stein nicht aus Indien, sondern aus Mittel- oder Südamerika herkommt. Gleichviel, der Florentiner *war*, denn er ist heute nicht mehr, wie ich später noch erzählen werde, von gedrückter Tropfenform, deren

Vorderseite und Rückseite egal geschliffen und mit unendlich vielen Facetten versehen war.

„Die Sage freilich erzählt etwas ganz anderes, nämlich daß ihn schon Karl der Kühne von Burgund besessen und in der Schlacht von Granson verloren habe, worauf er über einen Kriegsknecht, der ihn für Glas hielt, einen Kaufmann aus Bern, den mailändischen Herzog Lodovico il Moro und die Fugger in den Besitz des Hauses Medici gelangte. Aber das ist durch nichts erwiesen.

„Auf jedem Fall lag er in seiner Agraffe drei Monate lang bei mir in Bern im Safe, warum, weiß ich nicht, bis ihn Steiner wieder abholte.“

Danach hören wir nichts weiter vom Florentiner, bis Sondheimer, gegen Ende seiner Memoiren, zu berichten weiß, er sei in Paris gewesen und habe dort mit einem gewissen M. Bloch, dem Herausgeber des *Grand Nagore*, offenbar einer Fachzeitschrift für Juweliere, gesprochen, und dieser Herr Bloch habe ihm das Schicksal des Florentiners mitgeteilt.

„Zu Anfang dieser Geschichte“—so schreibt Sondheimer—„sagte ich, daß der Florentiner *war*. Denn er wurde von Aschenfeld“—einem französischen Edelsteinhändler von schlechtestem Rufe—„in drei Teile zerschnitten: die Spitze war der eine Teil, und aus dem Rest entstanden, durch Zerspalten desselben, zwei weitere Teile. Diese Methode wird oft von Leuten angewandt, die einen Stein nicht mehr kenntlich machen wollen. Denn niemand wird in den drei Steinen den Florentiner vermuten. Die Gründe liegen auf der Hand und brauchen nicht weiter erörtert zu werden.“

Dieser Jacques Aschenfeld hatte auch die übrigen österreichischen Kronjuwelen in seinem Besitz gebracht, und Sondheimer war ihm dabei sogar behilflich gewesen. Auf welche Weise Aschenfeld jedoch den Florentiner erworben hatte, erzählt uns Sondheimer nicht. Doch hatte Aschenfeld dann offenbar nicht gewagt, den Stein unzerstückt weiterzuverkaufen und ihn daher, soviel an Wert dabei auch verlorenging, zerschnitten. Dies jedoch deutet schon darauf hin, daß Aschenfeld den Stein entweder auf eine Weise erworben hatte, die juristisch nicht mehr vertretbar war, oder aber es läßt—was noch schlimmer ist—darauf schließen, daß auch das Haus Habsburg nicht das Recht gehabt hatte, den Stein, und ebenso wohl auch die übrigen Kronjuwelen, mit in die Emigration zu nehmen und dort zu verkaufen. Auf alle Fälle stand folgendes fest: Da Sondheimer seine Memoiren am 1. März 1938 abgeschlossen und darin schon von der Zerstückelung des Florentiners gesprochen hatte, so konnte eine spätere Meldung der Tagesblätter, Otto Habsburg-Lothringen habe den Florentiner am 24. April 1938 an der Amsterdamer Diamantebörse um 2 Millionen Reichsmark zum Verkaufe ausgedeutet, nicht mehr auf Richtigkeit beruhen.

Jedenfalls hörte und sah man danach weder von dem Stein als solchem noch von den drei Stücken, in die er zerschnitten worden war, mehr irgend etwas, denn der Paragraph in der *Encyclopaedia Britannica* 1964, Band VII, Seite 363, der von dem Steine handelt, war nicht ernst zu nehmen: „Der Florentiner, ein blaßgelber Stein, der 137 Karat wiegt und vorzeiten zu den österreichischen Kronjuwelen gehörte, wurde von den Deutschen nach dem *Anschluß* im Jahre 1938 weggenommen, nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch zurückgegeben und befindet sich nun in der Wiener Schatzkammer.“ Dortselbst war aber freilich weder eine Spur mehr vom Florentiner selbst noch vom übrigen Staatsschmucke der Habsburger zu fin-

den. Daß Otto Habsburg-Lothringen letzthin—allerdings bloß in Vorarlberg—erklärt hatte, der Inhalt der—leeren—Schatzkammer gehöre eigentlich ihm, war mithin nicht ohne weiters zu verstehen. Denn die Krönungsinsignien des Heiligen Römischen Reiches würde das Haus Habsburg doch nicht auch noch verkaufen wollen! blieb also bloß die Annahme übrig, daß Otto nicht auch noch für die schon verkauften Juwelen gradestehen, das heißt, sie durch die Liegenschaften des Familienfonds ersetzen wollte, dessen Rückgabe eine Zeitlang unmittelbar bevorzustehen schien. Leider aber sagte er auch, in die Schatzkammer zu greifen sei „balkanisch“ gewesen. Er hatte vollkommen vergessen, daß schon sein Vater so „balkanisch“ gehandelt hatte.

Doch konnte man sich wenigstens fragen, wohin denn eigentlich die drei Stücke gekommen seien, in die der Florentiner von Jacques Aschenfeld zerschnitten worden war.

Und diese Frage stellte auch ich mir.

Eins der Stücke hatte ich allerdings schon gefunden. Gescheitert war nur das Unternehmen, die Juwelenfirma, die es besaß, zu erpressen. Vielleicht aber ließen sich die beiden andern Stücke auftreiben und ihre Besitzer, beziehungsweise ließ sich sogar das Erzhaus selbst schröpfen.

Der Weg zu den beiden andern Stücken führte jedenfalls über die Brüder Aschenfeld in Paris.

Freilich waren die zwei Aschenfelds, laut Sondheimer, schon tot. Jacques, zumindest, war noch zu Sondheimers Lebzeiten verstorben, und Joseph mochte gleichfalls kaum mehr leben. Hierüber schrieb Sondheimer:

„Das Verhältnis der Brüder wurde unerträglich. Jacques zahlte seinem Bruder eine Million französischer Franken aus und verbot ihm, auf seine—Jacques’—Beerdigung zu kommen. (Denn auf seine—Josephs eigene—Beerdigung zu kommen, konnte ihm Jacques ja nicht gut verbieten.) Als Joseph die Million verbraucht hatte, was sehr schnell ging, ließ er sich von andern Leuten, die ihm merkwürdigerweise noch trauten, Waren von großem Wert geben, versetzte die Waren, versetzte die Pfandscheine und endete, ich weiß nicht genau wann, in Paris im Gefängnis, zu zwei Jahren verurteilt; und Jacques ging elend zugrunde, er starb am ganzen Leibe gelähmt und zersetzt...“ Diesem wüsten Vergeltungsvorgange Gottes zum Trotz aber mochten allfällige Nachkommen der Aschenfelds etwa noch leben; und diese beschloß ich aufzusuchen.

Kapitel 6

In Sceaux hielt ich an und ließ mir ein Telephonbuch von Paris geben, fand darin jedoch keinerlei Aschenfelds mehr verzeichnet. Demzufolge machte ich mich darauf gefaßt, eine gewisse Zeit daran wenden zu müssen, bis ich Aschenfelds selige Erben in Paris würde gefunden haben. Ich ließ also den Wagen in Sceaux stehen und fuhr mit der Bahn bis zur Gare de l’Est weiter, denn es ist, für einen Auswärtigen, völlig zwecklos, mit dem eigenen Wagen in Paris herumfahren zu wollen, „zirkulieren“ heißt das dort, oder gar den Versuch zu machen, irgendwo

in der Stadt zu parken. Ja, selbst garagieren kann man nur, wenn man in einem sogenannten *Hôtel à coup de fusil* wohnt, das heißt, etwa im Claridge oder in etwas Ähnlichem, wo man, wenn man die Zimmerrechnung bekommt, das Gefühl hat, es habe einen förmlich ein Gewehrschuß getroffen.

Demzufolge stieg ich denn auch bloß in einem kleinen, aber sehr angenehmen Hotel in der völlig ruhigen Rue de Suresnes ab. In der Rue de Suresnes gibt es kaum Verkehr, und das ist wichtig, denn wenn man in einem noch so billigen Hotel absteigt, das in einer verkehrsreichen Straße liegt, so ist es, der einfachen Fenster in Frankreich wegen, so gut wie unmöglich, bei all dem tobsüchtigen Verkehr von Paris auch nur für Augenblicke Ruhe zu finden.

Das Hotel hieß HÔTEL DU MINISTÈRE und gehörte der ehemaligen Wäsche- oder Silberbeschließerin der Großherzogin von Luxemburg, welche letztere jener ihrer Beschließerin das Hotel zum Dank für langjährige treue Dienste gekauft hatte und auch selber in diesem Hotel abstieg, wenn sie in Paris wohnte. Dasselbe tat auch ich, und nachdem ich den Rest des Tages damit verbracht hatte, in alten Telefonbüchern nach den Aschenfelds zu forschen (denn das Meldewesen funktioniert in Paris, wie so und so vieles andre auch, überhaupt nicht), gelang es mir herauszubringen, daß Joseph Aschenfeld bis zum Jahre 1940 im sogenannten MARAIS gelebt hatte. Im Jahre 1941 aber gab es ihn schon nicht mehr in Paris, weder im Marais noch sonstwo, oder zum mindesten verzeichnete ihn das Telefonbuch nicht mehr. Offenbar war er da schon vor den Deutschen, die damals Paris bereits besetzt hatten, ausgerissen, ob rechtzeitig oder nicht, das heißt, ob er noch lebte oder schon liquidiert worden war, ließ sich aus dem Telefonbuch nicht mehr feststellen.

Ich begab mich also in den Marais, um etwa doch noch etwas von ihm in Erfahrung zu bringen. Marais heißt „Sumpf“, das heißt, der ganze Stadtteil dort war auf dem Gebiete eines einstigen oder vielleicht auch noch unter der Oberfläche des städtischen Bodens weiterexistierenden Sumpfes erbaut, in welchen die Häuser, wie es in derartigen Fällen zu geschehen pflegt, immer weiter einsanken beziehungsweise woselbst sie sich immer mehr—in diesem Falle in östlicher Richtung—zur Seite neigten, ohne daß es jemand für nötig gefunden hätte, etwas dagegen zu unternehmen.

Als ich an der Tür von Joseph Aschenfelds einstiger Wohnung klingelte, öffnete mir niemand. Nach einigen Augenblicken schritt ich also die windschiefe Treppe wieder hinab und blieb, nicht eben viel entschlossener, was ich tun sollte, unten in der Rue du Faubourg Saint-Honoré stehen.

Zu ebener Erde gab es in dem Hause, welches ich soeben verlassen hatte, ein Restaurant mit dem nicht gerade alltäglichen Namen CHAPELLERIE DE MADAME DE LA MORT.

Da es Essenszeit geworden war, trat ich ein.

Das Restaurant machte auf mich den Eindruck eines Nepplokales für Amerikaner. Aber da die Amerikaner, seit der Aversion, welche de Gaulle gegen sie an den Tag gelegt hatte, Paris nur mehr ungern aufsuchten und statt dessen London bevorzugten, war das Lokal so gut wie leer.

Seinem Namen machte es allerdings immer noch dadurch Ehre, daß allerhand Hüte aus der Zeit der Jahrhundertwende an Schnüren von der Decke hingen und

sich im Lufthauch lautlos um sich selbst drehten, oder daß sie, auf Wandgesimsen, auf Totenschädeln saßen.

Es waren sowohl Damen- wie Herrenhüte.

Diese Aufmachung war gewiß reichlich extravagant, doch gelang es mir trotzdem sehr bald, mir einen Reim darauf zu machen.

Ich erinnerte mich nämlich im Augenblicke eines Films von Cocteau, der *Orphée* oder so ähnlich geheißen hatte und in welchem eine Prinzessin de la Mort vorgekommen war; und nicht nur das: ich erinnerte mich auch sogleich einiger Zeilen eines deutschen Autors, in welchem eine „Modistin Madame la Mort“ in Paris alle „die billigen Winterhüte des Schicksals“ hergestellt hatte.

Der Name dieses Lokals konnte somit ganz gut mit den wahrscheinlich immer noch deutsch gesprochen habenden Aschenfelds Zusammenhängen.

Ich setzte mich also an einen der Tische und fiel dadurch auf, daß ich nicht in Gesellschaft einer Dame erschienen war. Ich machte aber trotzdem meine Bestellung.

Bis das Essen kam, dachte ich, bei einem Apéritif, an jene Heidrun Ostraczewski.

Als dann das Essen gekommen war, erschien nach einiger Zeit auch die Wirtin, die sogenannte „Patronne“, und erkundigte sich, ob ich noch irgendwelche Wünsche hätte.

„*Merci, madame,*“ sagte ich, „*je suis tout-a-fait à mon aise.*“

„*Vous venez d'arriver à Paris?*“ sagte sie.

„*Oui, madame,*“ sagte ich. „*Mais comment est-ce que vous le devinez?*“

„*Je ne le devine pas,*“ sagte sie. „*On voit bien que vous êtes un étranger de destination.*“

„*Très gentil, madame!*“ sagte ich, wobei ich allerdings das Gefühl hatte, daß weder sie sich noch daß ich mich auf die Art ausgedrückt hatte, auf welche sich zwei Franzosen ausgedrückt hätten; und ich setzte hinzu: „*Vous connaissez peut-être, ou vous avez, du moins, connu un certain M. Aschenfeld—Joseph Aschenfeld, madame...*“

Worauf sie erwiderte: „*Ah, monsieur, c'était mon père...*“

„Nun also,“ sagte ich auf deutsch, „das Eis ist gebrochen. Wie geht es ihm? Gut, hoffe ich,“ setzte ich mit immer noch französischer Höflichkeit hinzu.

„Das hoffe auch ich,“ sagte sie, „wenngleich ich es nicht so genau weiß. Denn er ist tot.“

„Schade,“ sagte ich, „ich wollte ihn sprechen!“

„Ich fürchte,“ sagte sie, „das wird Ihnen kaum mehr gelingen, es sei denn, daß Sie ihn durch ein Medium zurückbeschwören lassen.“

„Das kann man ja versuchen.“

„Tun Sie das nicht, mein Herr,“ sagte sie. „Er war zwar mein Vater, aber ich fürchte trotzdem, daß Sie wenig Freude mit ihm haben würden.“

„Oder, beziehungsweise und,“ sagte ich, „mit seinem Geiste, wie es in der katholischen Messe heißt.“

„Ach,“ seufzte sie, „in der katholischen Messe! ... Ich fürchte, auch diese hätte ihm nicht mehr sehr viel genützt, als Ihr Herr Hitler kam und als mein armer Vater vor ihm ausreißen mußte...“

Sie sagte: „Ihr Herr Hitler,“ als spräche sie vom Geschäftsreisenden einer befreundeten Firma.

„Nehmen Sie Platz,“ bat ich sie, „denn ich habe mit Ihnen zu reden...“

Sie setzte sich also zu mir, und was sich herausstellte, war Folgendes:

Joseph Aschenfeld war verheiratet gewesen und hatte zwei Kinder gehabt, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn war als Angehöriger der Untergrundbewegung im Kampfe gegen die deutschen Besatzungstruppen gefallen. Joseph Aschenfeld selbst aber war nach Amerika emigriert, wo sich seine Frau von ihm hatte scheiden lassen und jemand anders geheiratet hatte; und vor kurzem war auch er selber, fast achtzigjährig, gestorben.

„Jaja,“ sagte ich, „auch wenn der Ruf eines Menschen nicht immer der beste ist, so erhält ihn das trotzdem nicht ewig jung.“

„Monsieur,“ sagte sie, „Sie sind sehr offen.“

„Das wollen wir überhaupt sein,“ sagte ich. „Es vereinfacht alles. Sind Sie verheiratet?“

„Ja.“

„Und wie heißen Sie jetzt?“

„Jacobsohn.“

„Und Herr Jacobsohn? Wo ist er?“

„In der Küche und kocht. Aber das Geschäft geht schlecht. Die Amerikaner bleiben aus.“

„Gottlob!“ sagte ich.

„Sagen Sie das nicht,“ sagte sie.

„War denn Ihr Mann,“ fragte ich, „immer schon Koch? War er nicht vorher—sagen wir—ein Intellektueller?“

„Das ist er doch leider auch jetzt noch.“

„Eben,“ sagte ich. „Vielleicht sind an Ihrem Ruin also doch nicht die Amerikaner, vielleicht sind seine Kochkünste daran schuld.“

Jedenfalls war mir nun klar, warum dieses Lokal einen so eigentümlichen Namen hatte.

„Er kocht, wie Sie vielleicht merken, nicht übel,“ verteidigte sie ihren Mann.

„Aber sagen Sie, Madame,“ sprach ich, „Ihr lieber Onkel Jacques Aschenfeld, der ist, wenn mir recht ist, schon vor 1940, ja sogar schon vor 1938 gestorben?“

„Reden wir nicht von ihm!“ erwiderte sie. „Er hat meinen Vater aufs ärgste betrogen.“

„Dergleichen,“ sagte ich, „oder zumindest etwas sehr Ähnliches kommt selbst in den besten Familien vor; und deswegen bin ich eigentlich auch hier.“

„Wie, bitte?“ sagte sie. „Deswegen sind Sie hier? Sagen Sie mir lieber, woher Sie von Jacques Aschenfeld überhaupt etwas wissen!“

„Madame,“ sagte ich, „von ihm wissen viel mehr Leute, als Sie zu ahnen scheinen.“

„Ja,“ seufzte sie, „er hatte einen miserablen Ruf...“

„Das wohl auch. Aber nicht nur deswegen ist er immer noch bekannt. Sondern sein Geschäftspartner Sondheimer hat ein Buch veröffentlicht, in welchem auch Ihr Herr Vater und Ihr Herr Onkel vorkommen.“

„Herr von Sondheimer,“ sagte sie, „war der einzige Kavalier in dieser ganzen Bande.“

„Sie erinnern sich noch an ihn? Das ist unmöglich. Sie sind doch viel zu jung dazu!“

„Mein Herr,“ sagte sie, „ich danke Ihnen; und in der Tat weiß ich nur auf dem Umwege über meinen Mann von Herrn von Sondheimer. Ich glaube nämlich, daß mein Mann, wenngleich jetzt nur mehr ein *chef-de-cuisine*, das Buch Herrn von Sondheimers gelesen hat—liest er doch immer noch so gut wie alle Bücher.“

Mir fiel auf, daß sie jedesmal Herr von Sondheimer sagte. Der letzte Kaiser hatte Sondheimer nämlich, zum Dank für die Juwelenverkäufe, zuletzt auch noch rasch geadelt. Auf alle Fälle war Herr Jacobsohn bloß ein *faux chef-de-cuisine*, und Frau Jacobsohn war eine echte Konservative. Es gab ihrer immer noch viele in des Königs guter Stadt Paris, in erster Linie de Gaulle in Person, wenngleich er sich selber dem Grafen von Paris vorzog; und dann schwärmten ja auch allsonntäglich die sonstigen Konservativen in die Banlieue hinaus und schrieben mit Kreide an alle Planken: „Vive le Roi!“—und besonders Konservative schrieben sogar „Vive le Roy!“ mit Ypsilon.

„Aber sagen Sie mir doch bloß, Madame,“ meinte ich schließlich, „warum bringen Sie denn, wenn nun jene Memoiren des Herrn von Sondheimer schon einmal erschienen sind, nicht einen Zusatz auf der Tafel an, auf der da steht A LA CHAPEL-LERIE DE MADAME DE LA MORT, zum Beispiel PROPRIETAIRES JACOBSONN-ASCHENFELD oder sonst einen Hinweis auf Sondheimers sensationelle Enthüllungen? Sie würden überfüllt sein.“

„Ach, mein Herr,“ erwiderte sie, „mein Mann, der, wie ich schon die Ehre hatte, Ihnen mitzuteilen, etwas von Büchern versteht, sagt immer: wenn in einem Buche nicht zum Beispiel drinstünde, daß der Papst silberne Löffel gestohlen hätte, so kümmere sich überhaupt niemand mehr um das Buch. Denn die Zeit, zu der man sich um Bücher gekümmert habe, sei völlig vorüber, und wenn in Herrn von Sondheimers Buch auch stünde, daß mein Onkel Jacques den *Florentiner* und den *Orlow* und den *Koh-i-noor* gleichzeitig gestohlen hätte, so würde dadurch unser Lokal nicht voller werden, ganz abgesehen davon, daß Onkel Jacques den *Florentiner* überhaupt nicht gestohlen, sondern von—ich will allerdings nicht sagen von wem—mehr oder weniger rechtens erhalten haben dürfte, um ihn zu zerschneiden und stückweise weiterzuverkaufen, nicht ohne seinen Auftraggeber, allerdings, einen gewissen Prozentsatz davon abgeben zu müssen...“

Aha, dachte ich, das ist die Geschichte von der Ausbietung des „Florentiners“ beziehungsweise des „Sterns von Florenz“ an der Amsterdamer Diamantenbörse im Jahre 1938. Doch fuhr sie schon fort:

„Mein Mann sagt nämlich, die Amerikaner lesen jetzt nur mehr ein Buch namens *The Memoirs of Josephine Mutzenbacher, attributed to Felix Salten, Author of Bambi*, von einem gewissen Schleifer übersetzt und von einem Doktor der Philosophie namens Holt eingeleitet...“

„Woher Sie das alles so genau wissen, Madame!“ rief ich aus.

„Das,“ sagte sie, „weiß ich daher, daß mein Mann immerzu über diese im *Brandon House, Fulton Avenue, Hollywood* erschienene Schweinerei flucht. Kennen etwa auch Sie sie, mein Herr?“

„Nein,“ antwortete ich prüde. „Da sei Gott vor!“

„Gott ist vor gar nichts...“ murmelte sie.

„Nur vergessen Sie, Madame,“ sagte ich, „daß ich nicht einem Volke angehöre, welches ihn erfunden hat, und daß ich daher auch keinen Grund habe, ihm zu mißtrauen.“

„Dann trauen Sie ihm, meinetwegen,“ sagte sie. „Sie werden schon sehen, wohin Sie damit kommen werden...“

„Sagen Sie mir lieber, ob Sie wissen, wohin die Stücke des Florentiner eigentlich gekommen sind,“ verlangte ich zu erfahren, indem ich ihre Gotteslästerung überhörte.

„Es waren ihrer dreie,“ sagte sie, „und ich weiß das um so genauer, als es gerade dieser Umstand war, aus welchem mein Onkel meinen Vater so schändlich betrogen hat. Allerdings hat es mein Onkel auf sich genommen, die Zerschneidung des Steins vornehmen zu lassen; und das war ein großes Risiko, denn aus dem geringsten Anlasse konnte der Stein dabei nicht etwa bloß in drei, sondern in eine Unmenge von Stücken zersplittern, wenngleich die Gefahr der Zersplitterung nicht so groß war, wie wenn es sich etwa um einen—viel spröderen—Smaragd gehandelt hätte...“

„Sie verstehen, merk ich, immer noch etwas von Steinen.“

„Ohne aber auch nur mehr den geringsten zu besitzen, es sei denn in der Niere oder in der Blase.“

„Aber ich bitte Sie, Madame!“ rief ich aus. „Sie werden wohl nicht ernstlich...“

„Doch lassen wir das! Mein Onkel fertigte also zunächst seine—sagen wir—Auftraggeber ziemlich korrekt ab, was ihm immerhin hoch anzurechnen ist, denn es ist sehr die Frage, ob seine Auftraggeber überhaupt das Recht hatten, ihm den betreffenden Auftrag zu geben. Auf Grund des Friedensvertrages von Saint-Germain hätte der Stein überhaupt ganz unzerschnitten an Italien zurückgegeben werden müssen, denn er war nicht eben auf die korrekteste Weise aus Italien weggekommen...“

„Ich weiß, ich weiß,“ seufzte ich, denn mir kam die Szene in der „Ständigen Diamantenausstellung“ und der bezügliche Vortrag des Bonvivants in den Sinn. „Laut § 195 jenes Vertrages hätte er zurückgegeben werden sollen...“

„Aber,“ sagte sie, „das geschah nicht—ob mit oder ohne Intervention des damals noch regierenden italienischen Königshauses, kann ich nicht sagen. Was ich sagen kann, ist nur dieses: Die Königshäuser müssen zusammenhalten...“

„Finden Sie?“ sagte ich.

„Ja, das finde ich,“ sagte sie, indem sie mir einen Blick zuwarf, als wolle sie mich fragen, ob ich etwa anderer Meinung sei.

„Finden Sie wirklich?“ wiederholte ich schließlich kleinlaut; denn mich macht nichts so verlegen wie die Frage, ob ich den Herrscherhäusern anhänge oder nicht. „Aber Sie wollten ja,“ setzte ich, um sie abzulenken, hinzu, „Sie wollten von dem Konflikt zwischen Ihrem lieben Vater und Ihrem lieben Onkel...“

„Also kurz und gut,“ sagte sie, „mein Onkel fertigte meinen Vater mit einer Million damals schon reichlich entwerteter Franken ab, die meinem Vater jedoch keinerlei Glück brachten, denn er ließ sich damit auf Geschäfte ein, welche mißlingen, ja ihn sogar im Gefängnisse landen ließen...“

„Leider, leider,“ murmelte ich.

„...und dann mußten wir emigrieren. In Amerika heiratete ich...“

„Herrn Jacobsohn?“

„Ja, und dann kamen wir zurück und versuchten uns in allerlei Branchen, aber wir hatten wiederum kein Glück, denn mein Mann schwebt stets in höheren Sphären, und nur um nicht zu verhungern, eröffneten wir schließlich in diesem Haus, wo wir auch wohnen...“

„Ich weiß,“ warf ich ein.

„...dieses blödsinnige Lokal für Amerikaner. Aber es geht schlecht...“

„Vielleicht,“ sagte ich, „ginge es besser in der Gegend des Montparnasse.“

„Ja,“ sagte sie, „aber da bekamen wir keins zu mieten; und nun geht’s uns hier im Marais miserabel, und Gott weiß, wie das alles enden wird.“

„Vorhin,“ sagte ich, „haben Sie mir die Auszeichnung erwiesen, mir mitzuteilen, daß Sie an Gottes Interesse für unsere Angelegenheit weitgehend zweifeln. So können Sie denn auch nicht von ihm verlangen, daß er weiß, was aus Ihnen wird. Ich bitte Sie nur um eines: Lästern Sie ihn nicht, sonst wird es Ihnen noch schlechter gehen.“

„Ach,“ knirschte sie zwischen den Zähnen, „was verstehen denn Sie davon!“

„Das ist wahr,“ sagte ich. „Wir wissen alle nichts von ihm. Wir bilden uns nur ein, daß er von uns etwas weiß...“

„Ich bilde mir gar nichts ein,“ sagte sie. „Auf alle Fälle aber wissen Sie jetzt alles...“

„Auch ich selbst,“ sagte ich, „weiß dies nicht. Zum mindesten haben Sie mir noch immer nicht gesagt, wohin die drei Stücke des Florentiner gekommen sind, den Ihr lieber Onkel Jacques zerschnitten hat. Eins, zwar, habe ich in Deutschland entdeckt. Aber von den andern zwei Stücken...“

„...ist das eine in den Besitz einer belgischen Bierbrauersgattin übergegangen, deren Mann vielleicht zwar nicht die berühmte *Stella d’Artois* braut, wohl aber irgendein andres Bier...“

„Und wie heißt er beziehungsweise sie?“

„Liébert, in Namur.“

„Und das dritte Stück?“

„Ist wieder nach Florenz zurückgekehrt, woher es ja auch ursprünglich gekommen war...“

„Und gehört dort wem?“

„Einer Marchesa Cavallari, die es natürlich nicht selbst zu erstehen imstande war, sondern der es von einem ihrer vielen Liebhaber geschenkt worden ist. Wie doch die Männer immer wiederum den Wert ihrer Freundinnen überschätzen!“

Damit trat so gut wie völlige Stille ein, denn auch im ganzen übrigen schlechtgehenden Lokal rührte sich nichts weiter; und ich sah die verbitterte, alles eher als noch junge Frau an und dachte, in welch kapillaren Verästelungen der Alltäglichkeit und Kläglichkeit selbst die Stücke so berühmter Steine wie des Florentiners schließlich enden konnten. „Madame,“ sagte ich zuletzt, indem ich den Kellner, durch einen Wink, um die Rechnung bat, „Madame, ich habe einen mehr als anregenden Abend mit Ihnen verbracht...“

„O mon Dieu,“ sagte sie, „vor dreißig, ja selbst noch vor zwanzig Jahren wäre das vielleicht noch möglich gewesen. Doch jetzt...“

„Aber, Madame, Madame,“ sagte ich, wobei ich jedoch gleichzeitig schon zahlte, „Sie sind, zumindest auf dem Juwelensektor, zu einer nicht mehr zu übersehenden Figur geworden und scheinen mir damit nicht zufrieden?“

„Überhaupt nicht,“ sagte sie.

„Sie erwiesen mir einen unschätzbaren Dienst.“

„Wodurch?“ verlangte sie zu wissen.

„Durch Ihre Mitteilungen.“

„Sehen Sie,“ sagte sie, „auch Sie selber abstrahieren das Interessante des Abends ja schon weitgehend von meiner Person!“

„Das,“ sagte ich, „ist doch auch sonst das Ende so vieler interessanter Abende...“

Und ich küßte ihr die Hand und ging.

Indem ich das windschiefe Lokal verließ, warf ich noch einen Blick in die Küche, in welchem der intellektuelle Kochkünstler seines unintellektuellen Amtes waltete. Er war, wie ich schon aus dem Anlasse eines ganz flüchtigen Blickes feststellen konnte, ein gutaussehender, ja geradezu vergeistigt wirkender Mensch, den selbst die lächerliche Mütze eines Kochs nicht restlos um seinen Anstand zu bringen vermochte.

Aber was bedeutete dies einer Frau um die Fünfzig!

Jedenfalls kehrte ich in mein Hôtel du Ministère zurück, woselbst ich in einer Art von Salon neben dem Entree den Rest des Abends in Grübelei und bei mehreren Saint-Raphaëls verbrachte.

Die Liéberts, wenn nicht gar auch noch die Cavallaris finanziell zu melken, war ich schließlich fest entschlossen.

Und am nächsten Morgen fuhr ich, über Sceaux, Senlis und Lille, zunächst einmal nach Namur.

Auf dieser Fahrt beschäftigten mich, wie immer auf längeren Fahrten, allerhand Gedanken.

Die Ehrfurcht nämlich, welche die Völker so lange Zeit vor ihren Herrschern empfunden haben, macht es ihnen selbst im zwanzigsten Jahrhundert schwer, daran zu glauben, daß es auch jetzt noch, etwa in den Häusern Habsburg und Bourbon, zugehen könne wie bei den Plantagenets und Tudors in den Shakespeare-Dramen oder in den Dramen von Christopher Marlowe, mit lauter Königsmorden, Vergiftungen, Entführungen von Kindern und dergleichen. Es soll da aber dennoch, dem Vernehmen nach, bis vor kurzem so ähnlich, wenngleich streng vertuschtermaßen, zugegangen sein; und so kann es denn möglicherweise auch damit seine Richtigkeit haben, daß der „Florentiner“ wirklich gestohlen worden und nicht mit Recht zerstückelt und in die Hände all der Leute gespielt worden ist, die ihn jetzt besitzen.

Was ich Einschlägiges, wenngleich bloß als bescheidenen Beitrag zu so viel verdächtigen Affären, zu berichten habe, ist dieses:

Am 23. Januar 1867, um 2 Uhr nachmittags, erschien auf dem Rathause zu Brüssel ein gewisser Doktor Louis Laussedat, 57 Jahre alt, Rue des Comédiens Nr. 59 wohnhaft, und meldete die Geburt eines zwei Tage zuvor geborenen Knaben an, dessen Eltern zumindest ihm, Herrn Laussedat selber—so sagte er wenigstens—unbekannt seien. Vorname des Kindes: Maxime, Domizil des Kindes: Boulevard de Waterloo Nr. 59. In diesem Hause gab es, wie später festgestellt wurde, ebenerdig einen Laden, im ersten Stock wohnten die Eheleute Anatole de

Clarens, und das zweite, oberste Stockwerk stand leer. Es war also ebensowenig zu vermuten, daß Maxime unten im Laden oder oben in der leeren Wohnung geboren worden sei, wie daß das Ehepaar de Clarens die Geburt dieses seines etwaigen Sohnes abgeleugnet hätte. Zudem wandte der Standesbeamte ein, daß, belgischem Gesetz zufolge, zumindest der Name der Mutter im Geburtsregister mit angeführt werden müsse. Doch zuckte Laussedat bloß die Achseln und erklärte, die Eintragung habe eben dennoch vorgenommen zu werden; woraufhin sich der Beamte, zwecks Rücksprache mit seinen Vorgesetzten, zurückzog, nach etlicher Zeit aber wiederkehrte und die Eintragung ohne weiteren Widerspruch vornahm.

Denn Laussedat, der sich bloß als *Accoucheur* bezeichnet hatte, war eigentlich, beziehungsweise überdies, Arzt der königlichen Familie; und die zwei Zeugen, die nötig waren, die Eintragung zu beglaubigen, wurden von der Straße heraufgeholt. Es waren dies: Pierre Fannoy, Kommissionär, 40 Jahre alt, und Simon Depré, gleichfalls Kommissionär, 35 Jahre alt, beide wohnhaft zu Brüssel. Kommissionäre sind Dienstmänner, das heißt, fallweise mit irgendwelchen Kommissionen zu beauftragende Eckensteher.

Die Eintragung wurde ihnen vorgelesen. Als sie aber unterschreiben sollten, erklärten beide, weder lesen noch schreiben zu können. So unterfertigten dann bloß Laussedat und der Standesbeamte Vandermeeren.

Getauft wurde das Kind allerdings erst viel später, und zwar auf den Namen Maxime Albert; und nach der Erzieherin, die es bis zu seinem sechsten Jahre hatte, einer Madame Saget, hieß es Maxime Saget.

Für seinen Unterhalt soll—allerdings nicht gerade üppig—der belgische König, in diesem Falle Leopold II., aufgekomen sein. Zehnjährig, sodann, wurde Maxime auf Veranlassung des Abgeordneten Maurice Rouvier in das Collège des Frères de Marie nach Cannes verbracht, und später übernahm ein Händler in Wolle und Häuten, David-Léon Cohen, der auch offiziöser Agent des schon genannten Leopold von Belgien war, die Obhut über den Knaben, der nun auch nicht mehr Saget, sondern de Nimal hieß; und Cohen heiratete später auch richtig jene Demoiselle Thérèse Denimal, deren Familiennamen der Knabe von 1874 bis 1888 trug.

Diese Therese Denimal war aber niemand anders als die Tochter des Gartenarchitekten Denimal, den der Kaiser Maximilian von Mexiko zwecks Ausgestaltung der Gärten von Chapultepec bei Mexiko-City zwischen 1864 und 1866 beschäftigt hatte. Dort waltete Denimal des mit tausendjährigen Araukarien bestandenen „Heuschreckenbergs“, der einstigen Residenz Montezumas, welcher nicht minder unglücklich geendet hatte, als Maximilian enden sollte.

Maxime de Nimal setzte seine Studien am Lyzeum zu Vanves und später am Louis-le-Grand fort. Schließlich vollendete er sie am Henri-Quatre.

Das waren alles Mittelschulen, welche nach ihren Stiftern, den einstigen Königen von Frankreich, benannt waren.

Von „Tante Thérèse“, damals schon Frau Cohen, erhielt Maxime wöchentlich 2 (zwei) Franken Taschengeld.

Für die Kosten seiner Studien und seiner Lebenshaltung kam, zumindest wie es hieß, nach wie vor der belgische Hof auf.

Am 22. November 1885 jedoch sollte—der ersten auf Maxime bezüglichen Eintragung gegenüber—eine weitere Eintragung in das Geburtsregister der Stadt

Brüssel erfolgen: in der Kanzlei eines gewissen Maître Goudet nämlich, Notars in Marseille, hatte ein sicherer—oder vielleicht auch nicht besonders sicherer—Herr François Weygand, seines Zeichens *comptable*, das heißt Rechnungsführer, geboren am 23. Juni 1846 zu Arras, den jungen de Nimal am 18. Oktober 1888 als Sohn anerkannt. Dadurch wurde Maxime Weygand am 3. Dezember 1888 naturalisierter Franzose und trat im Februar 1891 als Leutnant in das 4. französische Dragonerregiment ein.

Im August 1914 wurde dem Marschall Foch der inzwischen zum Oberstleutnant beförderte Weygand von Joffre zum Stabschef vorgeschlagen, allerdings mit der berechtigten Einschränkung, daß er den „Kavalleristen“ sogleich wieder an die Luft setzen dürfe, wenn derselbe nicht funktioniere.

Aber der Kavallerist funktionierte, wie die Geschichte gelehrt hat, so vortrefflich, daß er, zu Pferde unmittelbar hinter den Marschällen, die Defilierung bei der Siegesparade am 14. Juli 1919 anführen durfte; und wenige Jahre später vollbrachte er, in polnischen Diensten, das sogenannte „Wunder von Warschau“, durch das er es der Roten Armee unmöglich machte, in das Herz Europas vorzustößen.

1940 allerdings, zu spät zum Generalissimus der französischen Truppen ernannt, unterlag er ganz hoffnungslos den Hitlerschen Armeen.

Im Winter von 1964 auf 1965 sodann ist er, achtundneunzigjährig, gestorben.

Wer war er aber in Wirklichkeit?

Er selbst hat erklärt, es nie erfahren zu haben... Doch heißt es in einem—partiell in der *Libre Belgique* abgedruckten—Briefe des Botschafters Baron Bassompierre, daß Leopold II. von Belgien auf dem Sterbebette zu seinem einstigen Adjutanten Grafen Chastel Andelot das Folgende gesagt hatte:

„Chastel,“ habe er gesagt, „man wird nach meinem Tode bestimmt behaupten, daß der General Weygand mein Sohn ist. Das ist nicht richtig. Er ist der Sohn Charlottens und Maximilians.“

Maximilian, wie schon gesagt, war von 1864 bis 1867 Kaiser von Mexiko. Er war der jüngere Bruder des Kaisers Franz Joseph von Österreich. Geboren am 6. Juli 1832, hatte er am 27. Juli 1857 die Prinzessin Maria Charlotte von Belgien geheiratet. Daß er seinem Bruder unbequem war, wissen wir. Darüber hinaus aber war er ihm geradezu verhaßt. Auch war sein mexikanisches Abenteuer von Anfang an dazu bestimmt, übel auszugehen. Jedenfalls stand die Sache um die Zeit von Maxime Weygands Geburt schon so schlecht, daß Charlotte von Mexiko, wenngleich bereits gesegneten Leibes, in Europa von einem Hofe zum andern eilte, um Hilfe für den Gatten zu erflehen, der denn dann auch wirklich, auf Befehl des Indio Juárez, am 19. Juni 1867 samt zweien seiner Generale zu Queretaro erschossen wurde. Dabei kam es auch noch zu eigentümlichen Höflichkeiten. Bei der Erschießung nämlich sollte Maximilian zwischen den beiden Generalen stehen. Der Kaiser aber bestand darauf, daß der eine der Generale, wir glauben, es war Miramón, den Ehrenplatz in der Mitte einzunehmen habe. Danach feuerte das Peloton, wahrscheinlich ein Zug, von dem jede Patrouille einen der drei Verurteilten aufs Korn zu nehmen hatte, und der Kaiser starb mit den Worten: „Carlotta! Carlotta!“ Denn wenn er seine Frau, im Leben, auch noch so sehr betrogen hatte, so galt sein letzter Gedanke doch nur ihr.

Wenn Maxime Weygand also wirklich der Sohn Maximilians und Charlottens war, so hätte er nach Franz Josephs Tode am 21. November 1916 statt des Erzherzogs Karl Franz Joseph, des späteren Kaisers Karl, die Thronfolge in Österreich anzutreten gehabt, gesetzt den Fall nämlich, daß Maximilian für sich und seine Linie, anlässlich seiner Berufung nach Mexiko, nicht auf die Thronfolge in Österreich hätte verzichten müssen. Warum er dies aber mußte und warum Maxime Weygand trotzdem verleugnet worden war, entzieht sich unserer Kenntnis—vielleicht weil sich „Carlotta“, unter dem Einfluß eines betäubenden Toloache-Absudes, irgendeinem unbekanntem Mexikaner hingegeben, von dem das Kind war, oder weil sie, über all ihrem vergeblichen Flehen, den Verstand verloren hatte. Geholfen, jedenfalls, hat ihr niemand, lediglich Napoleon III. lieferte einen größeren Posten französischer roter Infanteriehosen nach Mexiko, und als die dort nicht mehr gebraucht wurden, übernahm sie Franz Joseph für die österreichische Kavallerie. Doch ließ er den Leichnam des erschossenen Bruders immerhin noch durch den Admiral Tegethoff, den Sieger von Lissa, auf der Fregatte NOVARA nach Europa zurückholen. Geboren wurde Weygand wahrscheinlich in Miramare, dem Schlosse Maximilians, wo Charlotte, ihres Wahnsinns wegen, interniert gewesen war. Merkwürdig jedenfalls ist es, daß als Beruf jenes François Joseph Weygand, der das Kind später anerkannte, *comptable* angegeben wurde. Denn dies kann nicht bloß „Rechnungsführer“ bedeuten, sondern auch „irgend jemandem“—in diesem Falle dem Kaiser Franz Joseph—„Verantwortung schuldig zu sein,“ für die Kindeserkennung nämlich. Franz Joseph liebte diese Art von Camouflagen. So soll er einmal eine Villa, um sie billiger zu bekommen, unter dem unpoetischen Namen Prohaska gekauft haben; und seitdem hieß er allgemein „Herr Prohaska“. Mit der Anerkennung des jungen de Nimal durch den alten Weygand war der Kaiser den—immerhin möglichen—Nachfolger endgiltig losgeworden; und das war für gewisse Habsburger, die selber auf den Thron wollten, wohl das wichtigste.

Überdies erschloß sich auch des Kaisers Sohn, Rudolph, wenige Monate später, beziehungsweise er wurde ermordet oder kam sonstwie ums Leben.

Auf alle Fälle möchte es dem, der solchen Eingebungen zugänglich ist, als der wohlangelegte Plan einer göttlichen Vorsehung erscheinen, daß Weygand, statt die Nachfolge seines Oheims anzutreten, entscheidend dazu beitrug, die Monarchie dieses seines Oheims zu zerschlagen. Es wäre dies also mit einer der Fälle gewesen, in welchem sich die dynastische Politik der Lothringer, die schon seit zweihundert Jahren nur noch juristisch, aber keinesfalls mehr sittlich oder gar verwandtschaftlich orientiert gewesen war, nicht bezahlt gemacht hatte.

Nach andern jedoch war Weygand gar nicht der Sohn Maximilians und Charlottens, sondern Maximilians und jener Thérèse Denimal, die auf vertrautem Fuß mit dem Kaiser stand und ihn übrigens auch mit der *Paloma* bekannt gemacht hatte, jenem Liede, das er sich dann auch noch vor seiner Erschießung hatte vorspielen lassen; oder Weygand war zwar doch der Sohn Charlottens, aber auch jenes unbekanntem Mexikaners, der sie mißbraucht hatte. Jedenfalls hinterließ der General einen Briefumschlag mit der Aufschrift: „Nach meinem Tode zu öffnen“; und darin heißt es: „Ich weiß nichts von meiner Herkunft.“ Ebensowenig aber müßte er dann auch von seinen—möglichen—Ansprüchen auf den Thron gewußt haben; und das ist äußerst unwahrscheinlich.

Vielleicht also fürchtete er bloß für das Leben seiner beiden Söhne.

„Ist das Ganze“—so fragt Henriette Chandet, die Mitherausgeberin eines Buches über den General—„ist es mithin eine jener Familientragödien, welche das Haus Habsburg immer schon im Keime zu ersticken gewußt hat?“

Wir gestehen, es nicht zu wissen. Doch halten wir es nach allem, was von ähnlichen Ereignissen durchgesickert ist, für durchaus möglich. Denn hat nicht auch de Gaulle, der Financier gewisser Habsburger und Verfechter ihrer Aspirationen auf den Donaauraum, den General stets gehaßt? Vielleicht wollte er wirklich nicht, daß die Weygands dem Chef des Hauses Habsburg im Wege stünden, wenn dieser seine Ansprüche auf die Herrschaft über die Vereinigten Staaten seiner einstigen Monarchie wieder erheben würde. Einem Menschen, der Kanada wieder französisch machen wollte, war ja schließlich jede Phantasterei zuzutrauen, warum nicht auch diese... Aber zu Ende des Jahres 1968, als sich der Zusammenbruch der tschechischen und rumänischen Aufstände bereits deutlich abzeichnete, als der Franc vertan war und als sich erwies, daß die Habsburger keine Zugkraft mehr hatten, sperrte ihnen de Gaulle die Mittel; und am 27. April 1969 trat dann auch er selbst von der Weltbühne ab.

Kapitel 7

In Namur stieg ich im sogenannten HOTEL DES COMTES D'HERSCAMP ab, einem Gebäude, das ehemals wirklich ein Stadtpalais der Grafen von Herscamp gewesen war, jetzt aber nur noch dem Fremdenverkehr diene; und nachdem ich mich einigermaßen restauriert hatte, ließ ich mich von einem Taxi zur Villa des Bierbrauers Liébert fahren.

Als ich dort aber aus dem Wagen stieg, sah ich zwei oder drei Polizisten um das Haus streunen.

Schon einem Menschen mit völlig reinem Gewissen, das heißt, einem solchen—nämlich Menschen—der es nie zu etwas bringen wird, ist der Anblick von Polizisten, welche keinerlei Unterschied zwischen Leuten mit gutem und schlechtem Gewissen machen, unangenehm. Wie unangenehm ist ihr Anblick aber erst einem Menschen mit nicht ganz gutem Gewissen! Und in der Tat näherte sich mir einer—oder wenn man will eine—von diesen *vaches*, wie auch in Belgien, wo man nicht französisch, sondern wallonisch spricht, die Polizisten heißen, und fragte mich, was ich hier wolle. „Madame Liébert sprechen,“ sagte ich in meinem schlechtesten Französisch.

„Legitimieren Sie sich,“ sagte der Polizist auch seinerseits in seinem schlechtesten Französisch.

Ich legitimierte mich also, worauf er mir erklärte, ich sei verhaftet.

Anfangs dachte ich, das Ganze könne nur ein sprachliches Mißverständnis sein, hatte ich doch, zum Beispiel, auf den belgischen Straßen überall dort, wo Rollsplitt gestreut war, *grenailles errantes* gelesen. *Grenailles* aber sind eigentlich kein Splitt, sondern Eisenabfälle. Ja, ich hatte im ersten Augenblicke sogar *grenouilles errantes* gelesen und war der Meinung gewesen, in Belgien gebe es allenthalben planlos umherirrende Frösche, die zu überfahren man sich zu hüten habe.

Aber nach einer Wagenfahrt von etlichen Minuten merkte ich diesmal doch, daß ich wirklich verhaftet sein müsse, denn auf einmal sah ich mich dem Polizeipräfekten von Namur gegenüber.

Der drehte meine Ausweis- und Autopapiere, die man ihm überantwortet hatte, in der Hand hin und her, dann sah er mich, wie ich fand, ziemlich merkwürdig an und sagte:

„Sie behaupten also, Noville zu heißen?“

„Ja. Das heißt,“ setzte ich hinzu, „ich behaupte das nicht nur, ich heiße auch wirklich so. Ich heiße Alexander Noville. Mißfällt Ihnen dieser Name vielleicht?“

„Nein,“ sagte er. „Aber selbst wenn er mir mißfielen, würde es mir nichts nützen. Denn auch ich heiße Noville.“

„Wie?“ rief ich aus. „Auch Sie wollen Noville heißen?“

„Ob ich es will oder nicht, spielt keine Rolle. Denn da ich nun schon einmal so heiße, muß ich wohl so heißen. Daß aber auch Sie so heißen, wundert mich um so mehr, als Sie kein Belgier sind.“

Da er ein ganz gutes Französisch sprach, gestattete ich mir die Bemerkung:

„So werden Sie um so eher entschuldigen, daß ich französisch und nicht wallonisch spreche.“

„Wieso, also,“ sagte er, „heißen auch Sie Noville?“

„Es dürfte eben,“ sagte ich, „verschiedene Familien geben, die Noville heißen.“

„Heißen Sie vielleicht Noville-sur-Mehaigne?“

„Wie, bitte?“ sagte ich. „Nein, ich heiße nicht Noville-sur-*je-ne-sais-quoi*.“

„Sind Sie Österreicher?“ sagte er.

„Ja,“ antwortete ich kleinlaut.

„Kommt Ihre Familie nicht etwa trotzdem aus Noville-sur-Mehaigne?“

„Nicht daß ich wüßte,“ sagte ich. „Wo liegt er überhaupt, dieser verdammte Ort?“

„Er ist nicht verdammt.“

„Wir wollen uns seinethalben jedenfalls nicht verfeinden.“

„Heißen Sie nicht eigentlich etwa de Noville?“

„Nein. Heißen aber vielleicht Sie selber so?“

„Gleichfalls nicht. Aber ich möchte dennoch so heißen.“

Die ganze Zeit war mir aufgefallen, daß er eigentlich weit weniger mich selbst ansah als vielmehr einen kleinen, zwar goldenen, aber trotzdem ziemlich kümmerlichen Siegelring, den ich an der Hand trug.

Ich hatte ihn von meinem Vater geerbt; und wahrscheinlich hatte ihn auch schon mein Großvater getragen. Wieso ihn diese beiden aber getragen hatten, wußte ich eigentlich nicht recht.

Ein Schild mit einem Schräglingsbalken, begleitet von zwei Seitenstreifen und mit einem Fische belegt, war darauf eingraviert, das Ganze überhöht von einem Helm, auf dem, aus einer fünfblättrigen Krone, eine Lilie ragte.

„Geben Sie mir einmal diesen Ring!“ sagte der Präfekt.

„Bitte!“ sagte ich, zog den Ring ab und reichte ihn dem Präfekten hin. „Aber ich hoffe, Sie nehmen mir ihn nicht weg. Er ist ein Erinnerungsstück an meinen Vater; und ich glaube nicht, daß ich ihn zum Graben eines unterirdischen Ganges aus dem Gefängnisse, in welches mich zu sperren Sie die Absicht zu haben scheinen, benützen könnte.“ Aber statt den Befehl zu geben, mich einzubuchten, stand

der Präfekt auf einmal auf, kam um den Tisch herum, steckte mir den Ring wieder an den Finger, umarmte mich und sagte:

„*Mon Cousin de Noville, de Longchamp et de Liernut!*“

Ich war sprachlos.

„Wie, bitte?“ vermochte ich schließlich zu stottern.

„Umarme auch du mich, nach so vielen Jahrhunderten!“

„Bitte, bitte,“ sagte ich; und da er, zumindest für den Augenblick, in der wesentlich besseren Position war als ich selber, umarmte ich ihn vorbehaltlos.

Die Geschichte war, kurz gesagt, diese, daß er nicht nur Noville hieß, sondern daß er auch glaubte, aus Noville zu sein, das heißt, von Noville zu heißen; und dies war für ihn von erheblicher Bedeutung, weil Belgien ein reichlich snobistisches Land ist. Kam zum Beispiel einer unserer Botschafter nach Brüssel, so war die erste Frage stets: „Wie heißt er?“ und die zweite Frage lautete immer: „Was ist denn seine Frau überhaupt für eine Geborene?“

Es mochte also in der Tat einen gewissen Sinn für den Polizeipräfekten von Namur haben, wenn sich etwa herausstellte, daß er in der Tat nicht bloß Noville, sondern von Noville hieß oder, wie er's sogleich auch mir aufbrummen wollte: von Noville, von Longchamp und von Liernut.

Diese drei Nester liegen etwa zwanzig Kilometer nördlich von Namur, auf dem Wege nach Louvain; und das Schlachtfeld von Ramillies liegt so nahe, daß die bezügliche Schlacht, in welcher, wie ich glaube, Marlborough die Franzosen geschlagen hatte, den Ort Noville mitberührt haben muß.

Im übrigen gibt es dort etliche Hünengräber und, im Orte Liernut, eine unerinerlich alte Eiche, die vielleicht noch aus der Zeit der Druiden stammt.

Die drei Dörfer sind völlig belanglos, nur Longchamp zeichnet sich durch eine Zuckerfabrik aus. Ja, sie waren sogar so belanglos, daß die Herren oder Seigneurs der drei Dörfer niemals in einem von den drei Dörfern gewohnt hatten, nicht einmal sogar im benachbarten Schlosse Boneffe, sondern in Namur selbst, irgendwo in einem Stadtpalais.

Das alles vertraute mir der Präfekt, als seinem neuerworbenen Vetter, sogleich an. Aber es war sozusagen nur nebenher, daß er mir das alles anvertraute. Das wichtigste für ihn war, daß er sich, wenn es ihm gelang, den Nachweis zu erbringen, daß er in der Tat de Noville hieß, einer ungemein illustren Abstammung rühmen konnte, und in diese Abstammung bezog er auch mich ein. Ja, ich war für ihn geradezu der Beweis der Vornehmheit seiner Abstammung, und das kam so:

„Erinnerst du dich nicht,“ sagte er nämlich, „wann ihr aus der hiesigen Gegend nach Österreich gezogen seid?“

Ich grübelte eine Zeitlang, dann sagte ich:

„Es hat bei uns in der Familie tatsächlich einige Verrückte gegeben, welche behauptet haben, wir wären aus Belgien gekommen.“

„Das waren keine Verrückten,“ widersprach er. „Aber sage mir, wann seid ihr aus Belgien gekommen?“

„Ich glaube,“ sagte ich, „etwa vor dreihundert Jahren. Aber das ist eine so lange Zeit, daß ich dich bitten muß, nicht davon überzeugt zu sein, wir wüßten noch, daß wir wirklich vor dreihundert Jahren aus Belgien gekommen sind. Jedenfalls verwahre ich mich hiemit ausdrücklich dagegen, daß du, mein Cousin, mich etwa

auf Grund dieser meiner sich vielleicht als falsch herausstellenden Aussage einsperren—“

Die Gefahr, eingesperrt zu werden, verlieh mir auf einmal erstaunliche französische Ausdruckskräfte.

„Ach was,“ rief er jedoch, „einsperren! Im Gegenteil: selbst wenn du dich in den Unterwasserverliesen des Schlosses der Grafen von Flandern in Gent befändest, von denen wir stammen, nämlich nicht von den Verliesen, sondern von den Grafen, würde ich dich daraus zu befreien wissen.“

„Wie?“ rief ich aus. „Wir stammen von den Grafen von Flandern her?“

Denn ich wollte diesem exzentrischen Präfekten, allerdings nicht ganz selbstlosweise, die Freude lassen, er stamme von den Grafen von Flandern. Hätte ich's ihm nämlich bestritten, so wäre er vielleicht imstande gewesen, mich augenblicks in Arrest abführen zu lassen.

„Und nicht nur von den Grafen Flandern und Namur,“ rief er, „sondern auch von den Kaisern von Konstantinopel, welches Kaiserreich die Grafen von Flandern etwa sechs, mindestens aber vier Jahre innegehabt haben.“

„Etwas kurz!“ konnte ich mich nun allerdings doch nicht enthalten zu bemerken.

„Besser nur sechs Jahre Kaiser von Konstantinopel,“ rief er aus, „als auf Jahrhunderte ein Niemand!“

„Das ist wiederum wahr,“ gab ich zu.

„Und dein Ring,“ sagte er, „ist mir der Beweis dafür.“

„Das,“ sagte ich, „hatte ich allerdings nicht ahnen können.“

„Es verhält sich aber dennoch so. Dein Ring beweist mir's.“

Ich umklammerte meinen kostbaren Ring.

„Du läßt mich also bestimmt nicht festsetzen, *mon cousin*?“ erkundigte ich mich ängstlich.

„Ach wo!“ rief er. „Ich hab dir's doch schon versichert. Diese Könige von Belgien, diese ausländischen Coburger, hatten meine Vornehmheit nie anerkennen wollen. Nun aber, da du selbst mir den Beweis für unsere hohe Herkunft lieferst, werden sie es wohl tun müssen.“

„Ich fürchte, *mon cousin*,“ sagte ich, „ich verstehe dich noch immer nicht ganz...“

„Also,“ sagte er, „wir leiten uns beide von einem gewissen Robert de Namur her, genannt *Le Bastard de Namur*, welcher unter anderm mit der Herrschaft Beaufort belehnt worden war, deren Wappen er auch seinen Nachkommen verlieh—“

„So?“ sagte ich. „Beaufort ist das?“ Und ich betrachtete meinen Ring.

„Ja,“ sagte er, „nur ist der Schrägbalken belegt mit der Barbe von Anthinnes, der Großmutter des Bastards, während der Helm die Lilie von Artois zeigt, der andern Großmutter des Bastards...“ In meinem Gemüte begannen sich all diese Vornehmheiten zu verwirren.

„Doch die Hauptsache ist,“ sagte er, „daß euer Ring, obwohl ihr vor dreihundert Jahren fortgezogen seid, noch immer dasselbe Siegel zeigt wie unsere Ringe. Ich kann mich also sogar vor dem mir sonst so widerwärtigen *Office Généalogique et Héraldique* in Brüssel *de Noville* nennen, nach dieser unserer gleichnamigen Herrschaft—“

„Bitte, bitte,“ sagte ich, „wenngleich es mir lieber wäre, wir stammten nicht von den Bastarden von Namur, sondern von den echten Grafen von Namur her—“

„Ach,“ seufzte er, „alles zugleich kann man ja nicht verlangen! Aber deine Freundin lasse ich trotzdem sofort wieder aus.“

„Wie, bitte?“ stotterte ich. „Meine Freundin?“

„Ja. Diese Madame Ostraczewski.“

„*O mon Dieu!*“ rief ich aus.

„Eine sehr reizvolle junge Dame,“ sagte mein neuerworbener Vetter, „zu deren Besitze ich dir nur gratulieren kann.“

„Erstens,“ rief ich, „besitze ich sie nicht, und zweitens wäre mir, wenn ich sie besäße, alles eher als dazu zu gratulieren!“

„Ach Gott,“ sagte mein Vetter, „sei doch nicht so kleinlich! Bloß weil sie versucht hat, Madame Liébert, die—unter Verwandten wird man sich doch noch ungezwungen ausdrücken dürfen!—eine ziemlich alte Kuh ist, ein wenig zu erpressen...“

„Wie?“ schrie ich. „Das hat sie versucht?“

„Ja. Aber die Liébert hat sofort hier angerufen, und zwei Minuten später hatten wir die Ostraczewska auch schon verhaftet. Sie behauptete nämlich, die Liébert besitze einen bestimmten Diamanten, den sie nicht besitzen dürfe, weil er Diebsgut sei, und redete von einer gewissen Summe herum, gegen deren Erlag sie Abstand davon nehmen werde, das diamantene Diebsgut, als solches, anzuzeigen. Aber selbst wenn sie die Anzeige erstattet hätte, wäre es uns natürlich gar nicht eingefallen, der Geschichte nachzugehen, denn Gott weiß was für Unannehmlichkeiten wir gehabt hätten, wenn wir wirklich gegen die Frau des größten Bierbrauers unserer guten Grafschaft Namur eingeschritten wären...“

„Also wobei bleibt es?“ rief ich aus, da mir dieses Domengestrüpp von Genealogie und Erpressung über den Kopf zu wachsen begann. „Waren wir Grafen von Flandern oder waren wir Grafen von Namur?“

„Von beidem,“ antwortete er mit Genugtuung, „denn die Grafen von Flandern haben die Grafschaft Namur im Jahre 1262 zur Grafschaft Flandern hinzugekauft...“

„Das will mir aber gar nicht gefallen! Ich wollte, sie hätten sie erobert.“

„Es war aber doch nur ein Kauf, und zwar, wenn mir recht ist, um hunderttausend Gulden.“

„So wenig? Ich will euch hier nicht nahetreten, aber eine besondere Grafschaft scheint mir das nicht gewesen zu sein.“

„Für die Kaiser von Konstantinopel,“ sagte er, „war es in der Tat bloß eine Lapalie.“

„Ich bitte dich,“ rief ich nervös, „fang nur nicht schon wieder mit den Kaisern von Konstantinopel an! Sag mir lieber, woher das Frauenzimmer, diese Ostraczewska, überhaupt wußte, daß die Liébert das zweite Drittel des Florentiners besitzt.“

„Des wessen?“

„Des Florentiners.“

„Was ist das?“

„Das ist nicht mehr etwas, sondern das war nur noch etwas, nämlich ein gelblicher Brillant von hundertundsiebenunddreißig Karat, der in drei Teile zerschnitten worden ist—“

„Aha!“ sagte er. „Das ist allerdings eine typische Gaunermethode, um Steine unkenntlich zu machen. Das kennen wir. Aber wem hat denn das Uding, dieser Riesenstein, eigentlich gehört?“

„Einer Familie Aschenfeld in Paris,“ sagte ich, da ich im Momente denn doch eine gewisse Scheu empfand, das Haus Österreich und seine Anhängerschaft in Wien mit in die Affäre zu ziehen. Wie, jedoch, hätte ich darauf gefaßt sein sollen, daß der neugebackene beziehungsweise erst neu zu backende de Noville schon mit dem nächsten Atemzug eine weitere zumindest ebenso vornehme Familie in die Affäre ziehen sollte!

„*Mon cousin*,“ sagte er nämlich, indem er mich gedankenvoll, ja bis zu einem gewissen Grade geradezu durchdringend ansah, „woher deine bezaubernde Freundin wußte, daß die Liébert jenes Drittel des—wie nanntest du ihn doch?—Florentiners besitzt, weiß ich nicht—“

„Sei doch nicht immer so mit Verdacht geladen!“ unterbrach ich ihn. „Ich habe dir ja schon gesagt, daß sie nicht meine Freundin ist.“

„*Bon*,“ sagte er begütigend. „Und gerade daran merke ich, daß du ein echter de Noville bist, denn du berühmst dich nicht deiner Erfolge.“

„Ich bin,“ rief ich, „weder ein echter de Noville noch der Freund jener Erpresserin!“

„Irgendwelche Beziehungen aber,“ sagte er, indem sich sein forschender Blick auf einmal zur polizeilichen Durchbohrung steigerte, „irgendwelche wie immer geartete Beziehungen müssen denn doch zwischen euch zweien bestanden haben...“

„Hat sie denn ausgesagt, ich wäre ihr Freund?“

„Nicht direkt. Aber sie hat es durchblicken lassen, und zwar, wie es scheint, nicht ganz zu Unrecht, denn wieso wäret ihr denn, anders, beide zu gleicher Zeit in Namur?“

Ich schwieg betreten.

„Und es ist mir,“ setzte er hinzu, „immer noch lieber, daß wir eine Ostraczewska festnehmen mußten, als meinen Cousin de Dampierre de Bourbon.“

„Um Gottes willen,“ rief ich, „was ist denn das schon wieder?“

„Etwas sehr Einfaches,“ sagte er. „Ehe wir nämlich Flandern und Namur besaßen, besaßen wir Dampierre und Bourbon, und zwar vor dem französischen Königshause, mit dem wir allerdings auch, eben dadurch, ein wenig verwandt sind. Aber Bourbon hießen wir vor den späteren Bourbons ebensowohl, wie wir Grafen von Flandern waren, bevor der jüngere Bruder des belgischen Kronprinzen das Recht bekam, sich Graf von Flandern zu nennen. Dieses Bourbon ist jetzt ein Badeort, wo die Leute in warmen Quellen von allerhand Leiden geheilt werden, unter anderm von gewissen Steinen in der Galle, der Blase und der Niere, von weiteren Unzulänglichkeiten in noch viel weniger in den Mund zu nehmenden Körperteilen ganz zu—“

„Ach, *mon cousin*,“ rief ich, „ich bitte dich, fang nun nicht nach so vieler Genealogie und Erpressung auch noch mit der Medizin an!“

„Gut, gut,“ erwiderte er ein wenig beleidigt. „Wie du willst. Jedenfalls möchte ich dir, wenn dich das alles nicht interessiert, jetzt die Dame wieder zustellen lassen, die als deine Freundin zu bezeichnen du so entschieden ablehnst.“

„Aber ich bitte dich, ich wollte dich doch nicht kränken, mein lieber Cousin de Noville...“ Doch hatte er bereits den Hörer seines Tischtelephons abgehoben, und wenig später trat die Ostraczewska ins Zimmer.

„Guten Morgen!“ sagte sie frech, als sie mich sah.

„Hol dich der Teufel!“ knirschte ich.

„Nun, ich merke mit Vergnügen,“ sagte de Noville, „daß die Beziehungen zwischen den Herrschaften, wie ich sehr richtig vermutet hatte, ziemlich enge sind.“

„Heidrun,“ sagte ich, indem ich mich der Reste meiner guten Erziehung erinnerte, „darf ich dir Herrn von Noville vorstellen! Er ist mein Cousin, und nur diesem Umstande hast du es zu verdanken, daß er dich, deinen Erpressungsversuchen zum Trotz, wieder in Freiheit setzen wird.“

„Und du,“ sagte sie kühl, indem sie ihre Handtasche öffnete, einen Lippenstift hervorholte und sich die Lippen anzustreichen begann, „und du selber? Bist du denn nicht gleichfalls bloß einer Erpressung wegen hier? Denn wozu wärest du denn sonst in Namur?“

„Um dich wieder freizukriegen!“ rief ich, indem ich Empörung spielte. „Denn ein de Noville, der ich seit einer Viertelstunde zu sein scheine, erpreßt nicht.“

„In dieser Viertelstunde, jedenfalls,“ sagte der Präfekt, „hast du mich zu einem der glücklichsten Menschen gemacht.“

„Sag mir lieber,“ fuhr ich die Ostraczewska an, „woher du erfahren hast, daß diese Liébert ein Stück des Florentiners—“

„Das geht dich einen Dreck an!“ sagte die Ostraczewska, schraubte ihren Lippenstift zurück und steckte ihn wieder ein.

„Ich merke sehr wohl,“ sagte mein Cousin, „daß ich weiteren Intimitäten der Herrschaften, behielte ich euch noch länger hier, nur im Wege stünde. Geht also eurer Wege, meine Herrschaften! Die Wiedererhebung in den erblichen Adelsstand wirst du, *mon cousin*, seitens des Königs der Belgier per Post zugestellt bekommen. Deine ständige Adresse habe ich mir schon notiert.“ Damit stellte er mir meine Papiere wieder zu. „Und solltet ihr euch fortpflanzen, *mon cousin et ma cousine*, so erzählt euren Kindern von diesen historischen Augenblicken hier in Namur...“

Damit entließ er uns, und vor der Tür der Präfektur sagte ich der Ostraczewska, erbittert, weil sie alles verpatzt hatte, auf Wiedersehen beziehungsweise auf Nimmerwiedersehen.

Ich sah sie aber dennoch wieder.

Nur von meinem Cousin de Noville, de Longchamp et de Liemut hörte ich nichts mehr.

Kapitel 8

Jetzt, dachte ich, während ich im Hotel des Comtes d’Herscamp meine Sachen wieder zusammenpackte, jetzt nach Florenz, nur nach Florenz, und zwar so schnell wie möglich, sonst kommt mir das Frauenzimmer auch dort wieder zuvor!

Ich fuhr also Tag und Nacht durch; und in Florenz stieg ich in Krafft’s Hotel ab und ermittelte, daß die Cavallaris nicht in Florenz selbst, sondern in einer Art

Vorort wohnten, welcher Marignolle hieß und woselbst sie, Via Pescaia 5, eine Villa innehatten, die „Il Cedro“ hieß, das heißt „Die Zeder“.

Als ich dort aber anrief, um mich anzusagen, hieß es, der Marchese sei irgendwo in der Stadt, um Bridge zu spielen, und die Marchesa sei überhaupt nicht in Florenz, werde aber noch, spätabends erst, aus Mailand zurückerwartet.

Na ja, dachte ich, den Florentiner Kavalieren dürfte sie ja schon sattsam bekannt sein; so besucht sie denn die mailändischen; und ich sagte mich für den nächsten Vormittag mit den Worten an:

„Dica, per favore, a Lor Signorie, che verrò doman mattina, o piuttosto verso mezzogiorno, per avvertire Lor Signorie d'un affare di gran importanza. Mi ha capito?“

„Si, si,“ hieß es. „Naturalmente.“ Und ich beschloß, die Wartezeit auszunützen, um im Palazzo Pitti Erkundigungen in betreff des Testaments der Contessa Palatina und der Mediceischen Sammlungen einzuziehen; und in der Tat wurde mir bestätigt, die Contessa Palatina habe strikt verfügt, daß nichts von den Sammlungen—also auch der Florentiner nicht—aus Florenz fortgebracht werden dürfe; woran man sich denn auch, zumindest in großen Zügen, gehalten habe, nur der Florentiner sei von Franz Stephan von Lothringen, leider ganz widerrechtlicher Weise, nach Wien mitgenommen worden.

„E già di ritorno, da meno una parte,“ sagte ich. Aber die Leute, glaube ich, verstanden mich nicht recht.

Abends rief ich dann noch verschiedene Hotels an und fragte, ob etwa eine Signora Aidruna Ostraceschi angekommen sei. Doch hieß es: Nein, die sei nicht angekommen; und einigermaßen beruhigt legte ich mich zu Bett und schlief wie ein Stein bis gegen elf Uhr am nächsten Vormittage.

Dann kleidete ich mich rasch an und fuhr, über Porta Romana, nach Marignolle, woselbst ich, nachdem ich ein Gewirr viel zu enger Straßen, immerzu Signalgebend, hinter mich gebracht, auf den Kirchplatz gelangte und dort parkte. Die Villa der Cavallari lag gleich nebenan.

Doch hieß es, der Herr Marchese sei wiederum nicht zu Hause, er sei Singvögel schießen gegangen; und in der Tat hörte ich ein fröhliches Gepaffe von allerhand Vogeldunstschützen, welche die schmackhaften Uccelletti aus den Lüften herabholten, aus den Weinbergen der ganzen Nachbarschaft. Die Frau Marchesa aber, sagte man mir, sei gerne bereit, mich zu empfangen.

Sie mochte an die dreißig oder zweiunddreißig Jahre alt sein, war blond und machte einen angenehm ermüdeten, ja fast ein wenig strapazierten Eindruck. Sie empfing mich unter der Zeder, die auf der großen Terrasse, vor dem Hause und ein wenig auch schon hügelab, weithin schattete, und das Licht, welches durch die Zweige der Zeder fiel, spielte über ihre Gestalt und ließ den Lack auf den Nägeln ihrer nur mit Goldledersandalen bekleideten Füße in allen Farben irisieren.

„Signor Nobile“, begann sie oder wollte vielmehr beginnen, ich aber unterbrach sie und sagte:

„Scusi, Marchesa, non mi chiamo Nobile, ma Noville. È questo un nome francese, ma nondimeno non sono francese me stesso, ma vengo da Vienna...“

„Vuol forse dire, che non viene soltanto da Vienna, ma che sia pure da Vienna?“

Dieses Italienisch kam mir ähnlich merkwürdig vor wie das meine, und in der Tat antwortete sie mir, als ich sagte: „Lei lo ha indovinato: sono Viennese,“ auf deutsch und meinte:

„Was reden wir denn dann noch lang auf italienisch herum?“

„Bravo, bravo!“ rief ich aus. „Beziehungsweise: brava, brava! Und aus welcher Gegend unseres gemeinsamen großen deutschen Vaterlandes stammen nun aber, wenn ich fragen darf, Sie selber, liebe Marchesa?“

„Aus Berlin.“

„Nun sehen Sie wohl!“ sagte ich. „Berlin ist ja Deutschland.“

„Sagen Sie das nicht! Welcher Unterschied, zum Beispiel, zwischen einem Magdeburger und einem Berliner...“

„Wenn nicht gar einer Berlinerin. Aber man muß ja nicht immer gleich an das Schlimmste denken. Doch wo haben Sie denn eigentlich den Italiener kennengelernt, der jetzt das Glück hat, Sie zu besitzen?“

„Hier in Florenz,“ sagte sie, „ob Sie’s nun glauben oder nicht. Ich war nämlich im Begriffe gewesen, nach Teneriffa auf Urlaub zu fahren, aber ein junger Mann, der sich mir als Reisebegleiter angeboten hatte, erklärte mir im letzten Augenblick, seine Mittel reichten zu einer so weiten Reise nicht hin, und so entschlossen wir uns denn, uns auf eine Touropa-Reise nach Italien umbuchen zu lassen; und dabei kamen wir auch hier durch Florenz. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß die Italiener ein ziemlich temperamentvolles Volk sind, aber ich vermute, Sie wissen’s dennoch, denn Sie sprechen ja ganz gut Italienisch...“

„Natürlich nicht so gut wie Sie selbst, liebste Marchesa,“ sagte ich, „obwohl ich, bis zu meinem sechsten Jahre, nur italienisch gesprochen habe...“

„Wie seltsam!“ sagte sie. „Wieso, eigentlich?“

„Ja, wissen Sie,“ sagte ich, „meine Mutter litt unter der vielleicht nicht ganz unberechtigten Wahnvorstellung, daß sich ihre Dienstleute, deren sie damals, vor dem Kriege, noch drei oder viere hatte, gegen sie verschwören könnten, denn die sozialen Verhältnisse ließen ja, zu jener Zeit, wirklich noch eine Menge zu wünschen übrig; und deswegen war nur die eine Hälfte unserer Dienstleute deutsch, das heißt österreichisch, die andre aber, die meine Mutter aus einem Dorf namens Seren bei Feltre bezog, italienisch. Begannen die beiden Hälften der Dienstleute aber trotzdem, sich erfolgreich miteinander zu verständigen, so schickte meine Mutter die Italiener nach Seren zurück und bezog ein neues Set von Italienern aus Seren, worauf die Verständigungslosigkeit zwischen den Völkern erneut ihren Anfang nahm. Jedenfalls aber waren auch meine Amme beziehungsweise meine Kinderfrau Italienerinnen; und Sie können sich vorstellen, daß es nicht gerade ein Italienisch des d’Annunzio war, das ich von ihnen erlernte...“

„Sie sprechen’s aber trotzdem immer noch besser als ich.“

„Das kann ich nicht glauben,“ sagte ich. „Denn Ihr Italienisch ist geradezu eine *lingua toscana in bocca berlinese*, und in welcher reizvollen *bocca berlinese* obendrein!“

„Thank you,“ sagte sie; und ich sagte: „*Quando due Italiani stanno insieme, parlano inglese*“; und sie lachte und schenkte mir und sich selber aus einer Garnitur von Flaschen, die auf dem Tische stand, einen Apéritif ein.

Inzwischen ertönten die Schüsse des singvögelabknallenden Marchese Cavallari und seiner Jagdgefährten immer weiter aus den hügelab liegenden Weinbergen und Olivenhainen, der Mittagswind wehte durch die Zeder, was weniges an Nadeln fiel auf uns herab, und die Berliner Marchesa betrachtete, in einen Streckessel zurückgelehnt, wohlgefällig ihre irisierenden Zehennägel; und auch ich selbst be-

trachtete dieselben, obzwar weit weniger wohlgefällig. Denn, dachte ich, wenn sie sich nun ihre Goldledersandalen auch noch auszieht, was geschieht dann? ...

Und in der Tat fragte sie auf einmal:

„Womit kann ich Ihnen aber dienen? Welchem Umstande habe ich das Vergnügen Ihres Besuches zuzuschreiben?“

Eine Italienerin hätte so direkt nie gefragt; und ich, wenngleich ich kein Italiener war, antwortete ebensowohl nicht so direkt. Ich sagte vielmehr bloß: „Sie haben mir doch noch nicht einmal gesagt, auf welche Weise Sie den Marchese kennegelemt haben.“

„Interessiert Sie denn das so? Also: ich habe Ihnen doch schon angedeutet, wie temperamentvoll die Italiener sind. Unten in der Stadt, zum Beispiel, drängen sie sich prinzipiell in überfüllte Straßenbahnen beziehungsweise Autobusse, steigen hinten ein, gehen bis vorne durch, erweisen allen Damen, an denen sie vorbeikommen, gewisse Zärtlichkeiten, und steigen dann vorne wieder aus. Oder mit andern Worten: Die Leute hier sind ständig etwas überheizt, ich glaube noch aus der Zeit her, zu der ihnen Mussolini alles diesbezügliche, es sei denn, daß es bloß zum Zwecke des Kinderkriegens vorgenommen worden wäre, verboten hatte. Jedenfalls steigt auch nun noch in leere Autobusse kein Mensch mehr ein, auch Frauen nicht, denn sie nehmen den einsteigenden Herren nichts übel, ja sie wären, glaube ich, sogar gekränkt, wenn die Herren an ihnen vorübergingen, ohne ihnen bezeigt zu haben, daß sie sie begehrenswert fänden...“

„Jaja,“ sagte ich, „andre Völker, andre Sitten!“

„Und kurzum,“ fuhr sie fort, „als unser Touropa-Autobus nach Florenz kam, stand schon eine ganze Menge von Italienern da, unter anderm Cavallari, und wenngleich sich die Herren nicht in den Touropa-Bus drängten, sondern auf die blonden Frauen warteten, die aussteigen würden, machte ich auf meinen Zukünftigen und er auf mich solchen Eindruck, daß ich gar nicht weiterfuhr, sondern in Florenz blieb... Aber sagen Sie mir nun endlich, was Sie mir, wie ich glaube, wirklich sagen möchten!“

„Und Ihr Begleiter?“ fragte ich, statt zu antworten. „Was tat denn der?“

„Der fuhr wieder nach Berlin zurück.“

„Na ja,“ sagte ich. „So ist das Leben!“ Und der Wind wehte durch die Zeder, und die Zehennägel der Marchesa irisierten... „Aber wenn Sie durchaus wissen wollen, wozu ich gekommen bin...“

„Nun?“

„Ich bin gekommen, um Sie zu warnen.“

„Wovor?“

„Sagen Sie, beste Marchesa, besitzen Sie nicht, bloß so nebenbei, einen allerdings leider etwas gelblichen Brillanten von mindestens vierzig Karat?“

Sie antwortete nicht sogleich, sondern sah mich an, dann sagte sie:

„Schade, daß Sie mich das fragen!“

„Warum schade?“ fragte ich, wobei ich allerdings schon kein besonders gutes Gefühl hatte.

„Weil wir uns besser über andre Dinge unterhalten hätten.“

„Sie meinen?“

„Ja. Ich besitze ihn nämlich wirklich, diesen Brillanten. Ich habe ihn von meiner Schwiegermutter geerbt.“

„Also ist er Ihnen nicht geschenkt worden?“

„Nein. Er ist, wie gesagt, eine Erbschaft.“

„Schade,“ sagte ich nun auch meinerseits. „Denn Sie wären es wert, daß er ihnen wirklich geschenkt worden wäre.“

„Sie überschätzen mich. Denn vierzig Karat sind für einen Brillanten, auch wenn er etwas gelblich ist, ein geradezu enormes Gewicht.“

„Man wird Sie,“ sagte ich, „eben dieses Steines wegen erpressen wollen.“

„Soso,“ sagte sie nach einem Moment und bekam auf einmal einen ganz andern, sozusagen berlinischen Gesichtsausdruck. „Und wer wird mich erpressen? Etwa Sie selber?“

Ich war über diese Direktheit so verblüfft, daß ich, eigentlich mehr, um irgend etwas zu sagen, als weil mich der Stein an sich interessiert hätte, sagte: „Kann man ihn denn überhaupt sehen, diesen Stein?“

„Aber ohne weiteres!“ sagte sie. „Ich hole ihn gleich.“

Womit sie aufstand und ins Haus trat; und ich blieb sitzen, und in meinem Kopfe ging allerhand durcheinander.

Sie blieb zwei oder drei Minuten aus.

Als sie wiederkam, trug sie einen Diamanten, etwa von der Farbe und Größe des „Sterns von Florenz,“ als Anhänger gefaßt um den Hals.

Sie ließ sich wieder in den Streckessel fallen. „Also,“ sagte sie und hob den Stein ein wenig auf, „das ist er.“

Ich griff zum Diamanten, und während ich nach ihm langte, sagte sie: „Diese verdammten Steine auf dieser Terrasse! Sie kommen einem immer in die Schuhe.“

Dabei entledigte sie sich ihrer Sandalen und warf sie fort.

„Aus!“ dachte ich; und in der Tat vernahm ich in diesem Augenblicke auch schon die Sirene eines sich nähernden Polizeiautos.

„Tut mir leid,“ sagte die Berlinerin, lächelte ein wenig und zuckte die Achseln.

Im nächsten Augenblicke drang ein Haufen von Polizisten in den Garten, betrat die Terrasse und nahm mich fest.

Etwas viele Leute, dachte ich, um einen einzelnen festzunehmen; und mir fiel, trotz meiner unangenehmen Situation, die Geschichte von den deutschen und den italienischen Fallschirmspringern aus dem letzten Kriege ein: die deutschen Flugzeuge hatten stets bloß drei Mann Besatzung gehabt und zwanzig Fallschirmspringer an Bord, die italienischen Flugzeuge aber nur drei Fallschirmspringer und zwanzig Mann Besatzung; denn gar so leicht, hieß es, waren ja die drei Italiener nicht zum Abspringen zu veranlassen.

Da ich aber weit weniger Widerstand leistete als die italienischen Fallschirmjäger, so sah ich mich im nächsten Augenblicke schon der Gesellschaft der Marchesa beraubt, befand mich im Innern des fahrbaren Gefängnisses und ward in rasender Fahrt nach Florenz gebracht.

Kapitel 9

Kaum jedoch saß ich fest, als auch die Ostraczewska in Florenz ankam.

Ohne sich erst lange nach einem Hotelzimmer umzusehen, fuhr sie sofort zur Cavallari.

Das Gespräch der beiden Damen kann man sich ungefähr vorstellen.

„Zu spät,“ empfing die Cavallari die Ostraczewska. „Dein Adorateur sitzt schon.“

Sie duzte, wie ich wenig später erfuhr, die Ostraczewska allsogleich, was mir bewies, was ich schon im „Cedro“ vermutet hatte: nämlich daß beide vom selben Geschäfte seien.

Sie bot ihr auch keinerlei Apéritif an, was mir des weiteren bewies, daß sie mich denn doch für einen etwas besseren Menschen als die Ostraczewska gehalten hatte.

Kein Wunder, fand ich, da die Ostraczewska vielleicht von irgendwelchen polnischen Schlachzizen, aber keinesfalls, wie ich, von den Grafen von Namur stammte.

Denn die genealogische Saat, die mein Cousin von Noville in mich gesät, hatte bereits zu keimen begonnen.

Aber auf ihre Art war die Ostraczewska denn doch etwas besser als die Cavallari.

Sie erinnerte sich nämlich, daß ich sie—ohne es zu wollen zwar, aber das wußte sie ja nicht—aus den Verliesen meiner guten Stadt Namur herausgeholt hatte, und so machte sie sich denn auf, nun auch mich aus den Verliesen von Florenz herauszuholen, gleichgiltig ob Florenz nun eine gute Stadt war oder nicht.

Sie kehrte also wieder zurück aus Marignolle und verlangte, den Polizeipräsidenten zu sprechen; und da sie, wenngleich nicht blond, eine hübsche Person war, so vermochten die überreizten Italiener, welche ihr den Weg zum Scarpia von Florenz hätten verlegen sollen, nicht, ihr den Weg zum Scarpia von Florenz zu verlegen, und mit einem Male stand sie in seinem Bureau und brachte ihm ihr Anliegen vor.

„Signora Ostraceschi,“ sagte er, wobei sie aber schon merkte, daß auch er in leichte erotische Erregung geriet, „was finden Sie eigentlich an diesem Menschen, diesem Nobile, daß Sie ihn durchaus wieder aus der Haft, in welcher er sich mit Recht befindet, befreien wollen? Es gibt doch auch noch genug andre Herren in Florenz, welche Sie, meine liebe Signora Ostraceschi, reizvoll fänden, wenn anders Sie ihnen nur gestatten würden, dieser ihrer Überzeugung Ausdruck zu verleihen. Aber nehmen Sie doch wenigstens Platz, Signora, wenngleich mir dadurch ein gut Teil des Eindrucks verlorengelht, den Sie, stehend, durch Ihre bewundernswürdige Gestalt auf mich machen.“

„Wenn es Sie freut, Herr Präsident,“ sagte sie, „kann ich ja auch wirklich stehen bleiben.“

„Nein,“ rief er, „das kann ich nicht zugeben; und Sie reißen mich zwischen dem Wunsche, Sie in ganzer Länge zu betrachten, und der Notwendigkeit, Ihnen Platz anzubieten, hin und her.“

Diese komplizierten Redewendungen ins Deutsche zu übersetzen, hatte der mit zugezogene Dolmetsch alle Mühe.

„Auf jeden Fall,“ sagte sie und lächelte, „brauchen Sie nur zu befehlen“; worauf Scarpia erwiderte:

„Also nochmals: Was finden Sie an diesem Nobile?“

„Nichts,“ sagte sie. „Ich glaube nur, daß Sie ihn zu Unrecht festgesetzt haben.“

„Weit gefehlt,“ sagte der Baron Scarpia, „denn ich habe sogar Befehl bekommen, ihn festnehmen zu lassen; und wenn Sie mir ein offenes Wort gestatten—aber werden Sie mir’s nicht übelnehmen?“

„Ihnen,“ sagte sie, wobei sie wiederum lächelte und ihre schönen Zähne zeigte, „Ihnen würde ich überhaupt nichts übelnehmen.“

Zwischen Pflicht und Sinnlichkeit fühlte sich der Präsident nun wiederum ähnlich hin und her gerissen wie vorhin zwischen dem Wunsche, die Ostraczewska stehen, und der Notwendigkeit, sie, aus Höflichkeit, Platz nehmen zu lassen.

Diesem seinem Konflikte, jedenfalls, entragen sich die Worte:

„Eigentlich, Signora, sollte ich Befehl geben, auch Sie selbst festzusetzen...“

„Mich?“ entrang es sich auch ihr, als sei sie das harmloseste Wesen der Welt.

„a, Sie. Denn Sie und Ihr Anbeter sind uns schon durch die Interpol aus Deutschland als im höchsten Maße verdächtig gemeldet worden, wir haben also auch die Signora Cavallari—denn eine Marchesa gibt es ja in Italien nicht mehr—vorwarnen können, und nur dem Umstande, daß Herr Nobile etwas früher hier war als Sie, Signora, haben Sie es zu verdanken, daß nicht Sie von uns festgenommen worden sind, sondern er.“

Sie starrte ihn an oder tat zumindest, als ob sie ihn, weil sie nicht begriffe, verständnislos anstarre.

Diese Pause gab dem Dolmetscher Gelegenheit, sich ein wenig von seinen Anstrengungen zu erholen. „Denn,“ fuhr Scarpia schließlich fort, „Sie wissen vielleicht gar nicht, welchem verhängnisvollen Juwel Sie nachjagen.“

„Doch,“ sagte sie. „Ich weiß es. Aber verhängnisvoll ist es nicht, weil wir, nämlich der Herr, den Sie immerzu Nobile nennen, obwohl er eigentlich Noville heißt, und ich die Stücke dieses Juwels wieder zustande bringen wollen, sondern weil es eine Niedertracht war, es überhaupt in drei Stücke zu zerschneiden—“

„Und wer,“ rief er aus, „hat diese Niedertracht begangen?“

„Ach,“ sagte sie, „wer es tatsächlich zerschnitten hat, das Juwel, ist ja egal—nur der, welcher den Befehl gegeben hat, es zu zerschneiden, trägt die Schuld, daß Italien den unschätzbaren Edelstein der Mediceer auf immer verloren hat...“

„Aber wer,“ rief Scarpia aus, „war denn dieser Unmensch?“

Daraufhin näherte sie sich ihm, brachte ihren Mund ganz nahe an sein Ohr heran, und mehr in Gestalt eines Kusses als einer Mitteilung flüsterte sie ihm einen Namen ins Ohr.

Scarpia war zuerst fassungslos, oder er stellte sich zumindest so. Dann winkte er den Dolmetsch aus dem Zimmer; und der Dolmetsch, der schon die ganze Zeit darauf gefaßt gewesen sein mochte, daß er am Ende aus dem Zimmer gewinkt werden würde, verließ es denn auch in der Tat sogleich. „*There is nothing more boring,*“ murmelte er vor sich hin, denn er war, unter anderm, auch Dolmetscher für das Englische, „*there is nothing more boring than other people’s love-affairs*“; und hinter ihm sank der Baron Scarpia mit dem Fräulein Ostraczewski auf das schon vorsorglich im Bureau vorhandene Kanapee.

Eine Viertelstunde später—denn die Ostraczewska fand es überflüssig, den Vorgang unnötig lange hinzuziehen—eine Viertelstunde später war ich wieder in Freiheit.

„Ich danke dir zwar,“ sagte ich zur Ostraczewska, die mich an der Tür der Verliese des Polizeipräsidiums erwartet hatte, „ich danke dir sehr, daß du mich wieder in Freiheit hast setzen lassen. Aber es wäre, zum mindesten, aufmerksam gewesen, wenn du mich, vor diesem Scarpia, erhört hättest. Jetzt, allerdings, ist es zu spät. Jetzt würde es mich nämlich gar nicht mehr freuen.“

„Sei nur unbesorgt,“ sagte sie. „Ich denke ohnedies nicht daran. Ich habe das ja bloß getan, um dich wieder loszueisen.“

„Nochmals Dank also,“ sagte ich verdrossen. „Was nun aber?“

„Es hat,“ sagte sie, „keinen rechten Sinn, wenn wir immer bloß nebeneinander, ja gegeneinander arbeiten. Wir sollten miteinander arbeiten.“

„Gut,“ sagte ich. „Aber wie?“

„Indem wir,“ sagte sie, „nach Deutschland zurückkehren und dort versuchen, den *Stern von Florenz*, der ja ohnedies schon zwei- oder dreimal, sogar von Höchsten und Allerhöchsten Herrschaften, gestohlen worden ist, nochmals zu stehlen.“

„Zu stehlen?“ rief ich aus.

„Ja,“ sagte sie, „zu stehlen.“

Kapitel 10

So sonderbar es klingt: Die meisten Deutschen fühlen sich seelisch vereinsamt.

Und zwar handelt es sich dabei um Angehörige des Mittelstandes; denn die meisten Deutschen sind ja Mittelstand.

Auf Reisen vor allem, im Zuge also, auf Seefahrten, in Bädern, auf Sommerfrischen, im Felde und so weiter sprechen sie ständig ihre Mitmenschen an; und zwar sind es stets sozial etwas tieferstehende Menschen, die angesprochen werden: Schalterbeamte, Schaffner, Matrosen, Bademeister, die einheimische Bevölkerung von Badeorten und dergleichen mehr. So kann man's erleben, daß ein Deutscher, der bloß von Bamberg nach Würzburg oder von Kreiensen nach Gandersheim fährt, den Schalterbeamten in endlose Gespräche über Nebenanschlüsse, Reisegepäckbeförderung und dergleichen mehr verwickelt, während sich hinter ihm ein Rattenschwanz von Menschen staut, die nicht zu ihren Fahrkarten kommen können; oder der Bademeister wird aufs genaueste in betreff sämtlicher Heilkräfte seines Bades, der Zusammensetzung des Wassers und des Kurorchesters ausgehört; oder die Stewards werden befragt, wie tief das Meer dort ist, wo man gerade fährt, wie viele Leute in ein Rettungsboot hineingehen, und so weiter und so weiter... Alle diese Gespräche verfolgen überhaupt keinen praktischen Zweck, sondern sie sollen nur dazu dienen, dem hemmungslosen Dauerredner über seine innere Vereinsamung hinwegzuhelfen; und was das merkwürdigste ist: die solchermaßen Angeredeten aus den unteren Schichten versuchen nicht etwa, den Vereinsamten der höheren Schichten ganz einfach stehenzulassen oder sich ihm sonst auf irgendwelche Weise zu entziehen, sondern sie lassen viel eher alles stehen, was sie sonst zu tun hätten, und räumen dem Vereinsamten die weitestgehende Herrschaft über ihre Zeit ein. Kurz und gut, in ganz Deutschland sind die Menschen von einem so unbändigen Frage- und Mitteilungsbedürfnis erfüllt, daß,

weil es zu allermeist gute und vertrauensselige, gefällige und hilfsbereite Menschen sind, nichts leichter fällt, als ihnen, stellt man's nur richtig an, die Würmer aus der Nase zu ziehen, und zwar welche immer man nur will.

Auf diese Erkenntnis gründeten wir unsere Absicht, den „Stern von Florenz“ aus der „Städtischen Edelsteinausstellung, dem Reuchlinhäuse gegenüber“ wieder herauszuholen, oder vielmehr: ich alleine gründete meine bezügliche Absicht darauf, denn die Ostraczewska war ja selber eine Deutsche, und deswegen machten ihr die Nationaleigenschaften ihrer Landsleute keinen weitem Eindruck.

Wir ermittelten also zunächst, wer die Alarmanlage in der „Ständigen Juwelenausstellung“ eingerichtet hatte, und zwar war dies eine Firma Müller, deren Chef sich, weil seine Familie aus Asperg bei Ludwigsburg stammte, Müller-Asperg nannte.

Diesen Müller-Asperg suchten wir auf, und ich machte mich mit ihm als Juwelier Kessler aus Wien bekannt. Die Ostraczewska aber, sagte ich, sei meine zweite Frau.

Mit einem letzten Reste undeutschen Mißtrauens griff Müller-Asperg zu einem seiner Handbücher und fand darin alles bestätigt, was ich ihm vom armen Kessler und seinem beziehungsweise meinem Sohne, der das gräßliche Erlebnis in der Wiener Schatzkammer gehabt hatte, auf die Nase band.

„Und wissen Sie, lieber Herr Müller-Asperg,“ sagte ich, „diese Sache in der Wiener Schatzkammer war ja auch wirklich zu lächerlich, und deswegen habe ich beschlossen, mich auch in betreff meiner eigenen Alarmvorrichtungen in der Firma,“ wobei ich den Namen irgendeines Herstellers der Vorrichtung erfand, „nicht mehr auf meine lieben Österreicher zu verlassen, sondern mich an Sie, bester Herr Müller-Asperg, zu wenden, weil Ihre Anlagen, weit über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus, den Ruf höchster Solidität und Verlässlichkeit genießen.“

„Na ja,“ lachte er stolz, wobei, deutlich merkbar, die letzte Spur seines Mißtrauens hinwegschwand wie Butter an der Sonne des Lächelns der Ostraczewska, „na ja, wenngleich die Sache nicht in die Zeitungen gekommen ist, habe ich in Fachkreisen dennoch von dieser Ihrer Schatzkammergeschichte reichlich munkeln hören. Es ist ja aber auch wirklich geradezu hanebüchen, daß die Alarmvorrichtungen der Wiener Schatzkammer nicht an einem Aggregat, sondern an der Gesamtleitung hängen. Zu derlei seid wohl nur ihr Österreicher imstande. Wenn man bedenkt, daß uns dabei auch einmal unsere eigene deutsche Krone wegkommen könnte!“

„Ja,“ sagte ich, „das wäre schrecklich!“

„Man sollte sie euch ja wirklich wieder wegnehmen und zurück nach Nürnberg bringen, die deutsche Krone.“

„Bitte, bitte,“ sagte ich großzügig, „mir persönlich liegt ja wirklich nicht allzuviel an dem Ding, hat doch sogar unser Kaiser, oder Kronprinz, oder wie immer Sie ihn nennen wollen, seiner Meinung ganz öffentlich Ausdruck verliehen, eine Krone—wobei er allerdings nicht Ihre, sondern unsere, das heißt, seine eigene meinte—sei um keinen Deut mehr wert als der Zylinderhut eines Präsidenten; womit er allerdings nicht unseren, sondern den der Vereinigten Staaten gemeint haben dürfte—etwa den Abraham Lincoln.“

„Aber wozu,“ fragte Müller-Asperg, „hat denn Ihr Sohn dann den Versuch gemacht, die Amethyste Ihrer Krone durch echte Tafelsteine zu ersetzen?“

„Ja, sehen Sie wohl, Herr Müller-Asperg,“ sagte ich, „bei uns in Österreich kann man sich ja wirklich nicht immer ganz auf das verlassen, was die Leute sagen; und wenn der Kaiser auch noch so sehr sagt, ein Zylinder sei ihm lieber als eine Krone, so meint er’s entweder überhaupt nicht so, oder er hat es bloß gesagt, weil er hofft, zumindest wieder Präsident zu werden. Auf jeden Fall aber wäre es ihm ja doch lieber, wieder Kaiser statt Präsident zu sein, das liegt schon in der Tradition seines Hauses, denn stellen Sie sich bloß zum Beispiel Leopold den Ersten, dem das Kinn ohnedies schon so weit vorsprang, auch noch mit dem Zylinderhut Abraham Lincolns vor! Nein, nein, es war ganz richtig, daß wir die Amethyste durch echte Tafelsteine ersetzen wollten; und nur ein segensreicher Teufelsspek hat mich davor bewahrt, bei dieser Gelegenheit sage und schreibe achtzig Karat an Diamanten einzubüßen.“

„Daran merke ich,“ sagte Müller-Asperg, „daß Sie ein solid kalkulierender Kaufmann sind. Denn wenn ich bedenke, wieviel achtzig Karat, auch bloß in Stücken zu zehn Karat und auch bloß im Einkaufspreis, wert sind, so gehört doch schon ein ganz gewaltiger Idealismus dazu, solche Summen auf den Altar des angestammten Herrscherhauses zu legen. Sind Sie denn ein so überzeugter Monarchist?“

„Na ja,“ sagte ich, „wie man’s nimmt. Aber lassen wir das! Meine Frau jedenfalls, die ihren Schmuck in unserm Tresor zu hinterlegen pflegt, hat den Eindruck, daß er auch dort nicht viel sicherer ist als in der Schatzkammer, und deswegen hat sie mich dazu bewogen, daß wir uns, am besten von Ihnen, Herr Müller-Asperg, eine neue Tresorsicherung anschaffen wollen; und ich bin schon soweit, daß ich ihr zustimme. Denn Sie wissen ja, Herr Müller-Asperg: *Ce que femme veut, Dieu le veut!*“

„Ja,“ sagte nun auch die Ostraczewska, „bauen Sie uns eine recht sicher wirkende Alarmanlage, Herr Müller-Asperg, denn wenn ich denke, daß mir mein Schmuck wegkäme, so wäre mir das noch viel ärger, als wenn das ganze übrige Lager meines Mannes ausgeplündert würde.“

„Ist denn Ihr Schmuck so viel wert?“ erkundigte sich Müller-Asperg.

„Ja,“ sagte sie, „enorm viel“; und dabei schlug sie im Sitzen, statt des linken Beines über das rechte, das rechte über das linke, so daß ihr der Rock zumindest bis zum halben Oberschenkel hinaufrutschte, was zwar nicht mehr für jetzt, wohl aber noch für die damalige Zeit erstaunlich war; und in der Tat vermochte Müller-Asperg die Blicke von den Oberschenkeln der Ostraczewska nicht mehr recht abzulenken.

„Doch so oder anders,“ versuchte ich nach all dem Geschwätze endlich zur Sache zu kommen, „sind Sie denn sicher davon überzeugt, daß niemand zum Beispiel Ihre Alarmvorrichtung in der Ständigen Juwelenausstellung außer Betrieb setzen könnte?“

„Hach!“ rief Müller-Asperg aus. „Das sollte nur einer versuchen!“

„Es käme,“ sagte ich, „in der Tat auf den Versuch an.“

„Bitte!“ sagte Müller-Asperg. „Versuchen Sie’s doch!“

„Soll das ein Wort sein?“ sagte ich.

„Natürlich.“

„Und wenn es mir gelänge,“ sagte ich, „das Aggregat auszuschalten?“

„Schalten Sie's ruhig aus!“ lachte er. „Sie werden staunen, was dann trotzdem passieren wird...“

„Ich möchte es geradezu darauf ankommen lassen.“

„Lassen Sie's darauf ankommen! Ja, ich gehe sogar noch weiter.“

„Nämlich wie weit?“

„Ich selbst werde das Aggregat ausschalten, und dann können Sie, wenn Sie durchaus wollen, in die Juwelenausstellung einzubrechen versuchen—aber ich sage Ihnen im voraus, daß Sie kein Glück haben werden.“

„Natürlich werde ich kein Glück haben, denn ich kann doch nicht ernstlich die Türen aufbrechen. Ich komme ja gar nicht hinein...“

„Doch,“ sagte er. „Ich gehe sogar so weit, Ihnen die Schlüsselkopien zuzustellen, die zur ganzen Anlage gehören.“

„Und wieso, um Gottes willen,“ rief ich aus, „haben Sie sie denn, diese Kopien?“

„Ich habe die Duplikate für den Fall,“ sagte er, „daß sich denn doch etwas in der Anlage blockieren sollte, hier in der Firma, um alles wieder instand setzen zu können; und auch Sie, wenn anders Sie wirklich darauf Wert legen, daß ich Ihnen eine Alarmvorrichtung in Wien baue, werden die Kopien der Wiener Firmenschlüssel hier hinterlegen müssen. Sonst kann ich für die Sicherheit der ganzen Vorrichtungen nicht garantieren.“ Ich sah ihn an.

„So viel Vertrauen,“ sagte er, „müssen Sie nämlich schon zu mir haben!“

„Ich habe es,“ sagte ich.

Oh, hätte ich es doch nicht gehabt!

Kurz und gut, in seinem Ehrgeiz entschloß er sich, sich sogar selber als Monteur zu verkleiden, in der „Ständigen Juwelenausstellung“ vorzusprechen und das Aggregat, unter dem Vorwand einer Kontrolle, auszuschalten.

Danach überreichte er mir die Nachschlüssel zu den Ausstellungsräumen.

„So,“ sagte er, „und nun versuchen Sie, dort welchen Unfug immer Sie stiften wollen, zu stiften. Ich jedenfalls wünsche Ihnen viel Glück dazu...“

Und in der darauffolgenden Nacht drangen wir, die Ostraczewska und ich, in die Juwelenausstellung ein.

So leise ich's vermochte, schloß ich die Türen alle auf.

Die Vorräume waren matt erleuchtet, offenbar an den normalen Lichtstrom angeschlossen, wie sie waren, doch keinerlei Alarmsignale begannen zu schrillen, da Müller-Asperg das Aggregat in der Tat ausgeschaltet zu haben schien, bloß die Absätze der Ostraczewska klapperten was wenig, indem wir die Räume durchschritten.

„Zieh dir die Schuhe nur ja nicht aus!“ zischte ich ihr zu.

„Aus?“ sagte sie; und da sie mich mißverstanden hatte, hielt sie die Schuhe auch schon in der Hand.

„Ja, aus!“ fluchte ich und hatte das Gefühl, jetzt könne nur noch alles schiefgehen; und in der Tat gähnte uns der völlig dunkle Ausstellungsraum an wie eine Gruft—die Kapuzinergruft etwa.

Als wir ihn aber beim Lichte einer Taschenlampe betraten, erschimmerten in allen Vitrinen die Steine und Halbedelsteine, die Perlen und das Gold und Silber, die Korallen und das Platin wie die Schätze in versunkenen Schiffen im Meer.

Wir eilten sofort auf die Vitrine 24 zu und sahen den „Stern von Florenz“ vor uns aufglänzen in blaßhonigfarbenem Feuer.

Ich schlug mit den Schlüsseln, die ich noch in der Hand hielt, gegen die Scheibe der Vitrine, und zu meinem größten Erstaunen zerbrach sie sofort, und der größte Teil der Scheibe fiel in Stücken teils in die Vitrine selbst, teils vor die Vitrine auf den Boden. Ich hatte damit gerechnet, daß es sich entweder um unzerbrechliches oder überhaupt um kugelfestes Glas handeln werde, und war schon darauf gefaßt gewesen, es mit einem—allerdings kümmerlichen—Diamanten, den die Ostraczewska am Finger trug, aufzuschneiden oder zumindest den Versuch zu machen, der Scheibe beizukommen. Da sie nun aber bereits in Scherben lag, langte die Ostraczewska, ohne erst, wie ich, lange zu staunen, in die Vitrine und ergriff den „Stern von Florenz“.

In diesem Augenblick flammten alle Lichter auf, wie auch die in der Wiener Schatzkammer aufgeflammt waren, als der junge Kessler geglaubt hatte, die Petznek in Besitz nehmen zu können; aber statt des Schatzmeisters Doktor Matsvanski und seiner Aufsichtsorgane traten, hier, Müller-Asperg und einige seiner Angestellten ein—nur die Ostraczewska schien mir auf einmal noch wie die Beck aus Werdenberg zu sein, die man mit dem jungen Kessler erwischt hatte, so sehr ging in meinem Kopfe, vor Wut, alles durcheinander.

„Deine Schuhe,“ knirschte ich die Ostraczewska an, „deine verdammten Schuhe!“

Aber schon trat Müller-Asperg hohnlachend auf uns zu und rief:

„Nun, Herr Kessler, glauben Sie mir jetzt, daß meine Alarmvorrichtungen funktionieren, auch wenn sie ausgeschaltet sind?“

„Hol Sie der Teufel, Müller-Asperg,“ rief ich, „Sie wissen ja gar nicht, was für einen Schrecken Sie uns mit Ihren blöden Witzen...“

„...eingejagt haben? Nun, wenn Sie sich, auf das hinauf, nur eine Alarmvorrichtung für Wien bestellen, so ist ja alles gut; und wenn Sie mich gar auch dem Direktor der Schatzkammer empfehlen würden, damit ich auch von dort Auftrag zur Installation einer Alarmanlage bekomme, so ist's um so besser... Nur die eingeschlagene Scheibe werden Sie der hiesigen Firma ersetzen müssen. Kostet schätzungsweise acht Mark.“

Ich griff in die Tasche, fand dort zwei Fünfmärkstücke und warf sie ihm vor die Füße.

„Witzbold, der Sie sind!“ knirschte ich.

„Seien Sie doch nicht so humorlos,“ sagte er.

„Verbitte mir jeden Humor,“ rief ich; und zur Ostraczewska gewendet: „Komm, wir gehen!“

„Aber Ihrem Freundlichen,“ lachte er, „darf ich doch wohl entgegensehen!“

„Ja, sehen Sie ihm entgegen oder nicht entgegen, ganz wie Sie wollen!“

Und ich sah dazu, daß wir hinaus kamen.

Doch als wir schon unter der Tür waren, fiel mir der „Stern von Florenz“ wieder ein.

„Den muß dieser Trottel,“ zischte ich der Ostraczewska zu, „offenbar ganz...“

„...vergessen haben?“

„Ja. Bloß raus also!“ Und wir rannten ins Freie.

„Aber hast du ihn denn überhaupt noch?“

„Verschluckt,“ sagte sie.

„Verschluckt?“ rief ich.

„Verschluckt.“

„Na ja, dann...“ rief ich, schon unterm Laufen. Denn dies ließ in der Tat alle Perspektiven offen.

Und wir machten, daß wir weiterkamen.

Kapitel 11

Ohne unser Gepäck aus dem Hotel zu holen, rannten wir zu meinem Wagen.

„Hast du wenigstens deinen Paß bei dir?“ fragte ich sie, während ich aufschloß.

„Was heißt: wenigstens?“ empörte sie sich. „Ist dir denn der Stein nicht genug?“

„Also hast du den Paß, oder hast du ihn nicht?“ schrie ich.

„Natürlich, du Lümmel!“ rief sie. „Du solltest mich lieber fragen, ob mich der Stein drückt oder nicht! Was soll ich denn mit meinem Paß?“

„Steig ein!“ befahl ich; und wir warfen uns in den Wagen und rasten davon.

„Also,“ verlangte sie zu wissen, „wozu du meinen Paß brauchst!“

„Weil wir über die Grenze müssen.“

„Über welche?“

„Über die holländische.“

„Was sollen wir denn in Holland?“

„Nach Amsterdam fahren.“

„An die Diamantenbörse?“

„Bist du verrückt?“

„Also was sollen wir denn sonst in Amsterdam!“

„Irgendeinen Händler finden, der uns das Ding abkauft, wenn auch nur um ein Drittel, wahrscheinlich aber um noch weniger als das, was es wert ist.“

„Ach,“ rief sie, „jetzt ist das Ding doch ohnedies nur mehr ein Drittel von dem ganzen Stein, und dieses Drittel sollen wir wiederum nur um ein Drittel hergeben? Wozu habe ich denn das Zeug dann überhaupt verschluckt!“

„Das hättest du ja auch nicht tun sollen!“

„Nicht?“ rief sie erbittert.

„Nein.“

„Sondern?“

„Sondern es eben nicht verschlucken. Man hat dich doch gar nicht untersucht!“

„Man hätte mich aber untersuchen können!“

„Man hat dich aber nicht untersucht! Wie kriegen wir denn das Ding nun wieder aus dir heraus?“

„Also darüber,“ sagte sie, „brauchst du dir wirklich nicht den Kopf zu zerbrechen!“

„Ich habe von Fremdkörpern im Menschen reden hören, die monatelang nicht wieder aus ihm herausgekommen sind.“

„Vielleicht,“ sagte sie, „wäre das auch bei mir nicht das schlechteste.“

„Inwiefern?“

„Insofern, als man den Stein bestimmt nicht finden kann, solange ich ihn in mir trage.“

Ich hatte auf einmal das Gefühl, sie rede schon von dem Steine, als ginge sie mit ihm wie mit einem Kinde schwanger. Doch konnte ich mich mit diesem Eindruck nicht länger befassen, denn inzwischen waren wir an den Stadtrand gelangt, und da es mir zu gefährlich schien, mich auf die Autobahn zu wagen, mußte ich eine Landstraße suchen, die uns tunlichst rasch weiterbringen würde.

Ich sagte also bloß: „Wenn's ein Mädchen wird, nenn es Stella. Stern heißt es doch ohnedies schon.“

Doch antwortete sie mir nicht, sondern schlug mich in ihrem Zorn bloß mit der linken Faust auf den rechten Oberschenkel, was einen richtigen Tritt auf den Gashebel auslöste, so daß der Wagen mit einem förmlichen Satze in ein Gewirr mir ganz unbekannter nächtlicher Landstraßen hineinsprang.

Es blieb mir also nicht viel andres übrig, als diesen meinen Weg, oder Irrweg, auch weiterhin zu verfolgen.

„Wie hast du ihn denn aber, du heillose Unglückliche,“ fragte ich die Ostraczewska nach ein paar weiteren Minuten, „überhaupt hinuntergebracht?“

„Den Stein?“

„Ja.“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „warum ich deswegen eine Unglückliche sein soll!“

„Also, wie du ihn hinuntergebracht hast! Er ist doch reichlich groß.“

„Mit Gottes Hilfe und in der Aufregung...“

„Und eine Spitze hat er obendrein. Wenn dir nur im Innern nichts passiert!“

„Manchmal,“ lachte sie, „bist du doch von geradezu rührender Zärtlichkeit!“

„Du auch,“ sagte ich.

Doch begann es alsbald zu dämmern, und um acht Uhr morgens hielten wir, in einer kleinen Stadt, vor einer Apotheke an, die eben aufschloß:

„Wo sind wir hier überhaupt?“ fragte ich, worauf man mir den Namen eines Städtchens nannte, den ich wieder vergessen habe.

„Und wo liegt das?“ fragte ich.

„Nicht weit von Mainz.“

„Kann ich hundert Gramm Brechweinstein haben?“ fragte ich.

„Damit,“ sagte die biologisch offenbar recht geschulte Apothekereiprovisorin, „können Sie einen Walfisch dazu bringen, sein ganzes Ambra von sich zu geben.“

„Also gut,“ sagte ich, „dann geben Sie mir bloß fünfzig Gramm.“

„Wozu?“ fragte die Ostraczewska.

„Das wirst du schon sehen,“ sagte ich.

„Mir ahnt nichts Gutes.“

„Mit Recht.“

Worauf ich auch noch tankte und, vor der Stadt, an einem kleinen Bache anhielt.

„Steig aus!“ befahl ich; und sie, mit dem Blicke etwa einer Mutter, die bereits ahnt, daß man sie um ihr werdendes Kind bringen will, stieg in der Tat aus, und ich stieg gleichfalls aus.

„Du wirst jetzt,“ befahl ich, „diesen Brechweinstein zu dir nehmen und ihn mit dem Wasser dieses Bächleins hinunterspülen!“ Und zu meinem Erstaunen widersprach sie auf einmal nicht weiter, sondern sagte bloß: „Ach, du lieber Gott!“ schüttete sich den Inhalt der Tüte mit dem Brechweinstein in den Hals, legte sich am Bachrand auf den Bauch und trank einige Schlucke aus dem Bache.

Ich war von dieser plötzlichen Widerstandslosigkeit geradezu sprachlos, und der verrückte Gedanke ging mir durch den Kopf, ich hätte sie, die mir bei allen anregenden Gelegenheiten immer bloß gesagt hatte: „Laß diesen Blödsinn!“ mit dem Stern von Florenz gleichsam in andre Umstände versetzt, sie mir aber, auf jeden Fall, vollkommen hörig gemacht.

Um mich kurz zu fassen: Es kam am Rande des Baches zu einer fürchterlichen Szene des Übelbefindens, aber der „Stern von Florenz“ kam nicht mit herauf.

Er mochte seinen Weg in den Dünndarm bereits gefunden haben.

Als der Ostraczewska etwas besser wurde, fuhren wir weiter, zogen jedoch schon nach kurzer Zeit, wie man bei der Wehrmacht gesagt hatte, in einem Wäldchen unter, das heißt, wir versteckten den Wagen im Gebüsch und setzten unsern Weg teils zu Fuß, teils per Autostopp, teils im Zuge fort. Am Abend jedoch wurde die Ostraczewska von so heftigen Leibscherzen befallen, daß ich sicher war, nun habe sie vom „Stern von Florenz“ eine Blinddarmentzündung bekommen.

Von einer Tankstelle aus, bei der wir allerdings bloß zu Fuß vorfuhren, rief ich eine der beiden Unfallstationen von Gelsenkirchen an und ließ uns mit einem Sanitätswagen hinfahren.

Ein junger Arzt tat dort Dienst; und während ich ihm erklärte, es könne sich nur um eine vielleicht sogar schon fortgeschrittene Blinddarmentzündung, wenn nicht gar um eine direkte Blinddarmverletzung handeln, und die Ostraczewska sich auf einem Stuhle vor Schmerzen wand, betonte er mit dem nachsichtigen Lächeln des Fachmannes, daß das Ganze viel eher einem Nieren- oder Blasensteinanfall ähnlich sähe. Zum Glücke kam jedoch gerade ein älterer Krankenträger vorbei und veranlaßte den augenblicklichen Weitertransport der Ostraczewska auf eine Chirurgie.

Dort aber war die Ostraczewska immer noch so weit bei sich, daß sie schrie, sie wolle nicht narkotisiert werden, sondern sie verlange eine Operation mit bloßer Lokalanästhesie, denn sie lasse sich „ihn“ nicht wegnehmen; so daß ich es für angebracht hielt, auszurufen: „Beruhige dich doch, Liebste, es ist eine *sie!*“ Denn sie bilde sich, wie ich den Ärzten zuflüsterte, ein, es sei eine Bauchhöhlenschwangerschaft, und sie wolle sich das Kind nicht nehmen lassen; weswegen denn auch ich selbst bei der Operation mit anwesend sein müsse. Es handle sich nämlich ganz bestimmt um eine Blinddarmgeschichte. Worauf die beiden Ärzte, welche gottlob Jugoslawen waren, nichts dagegen hatten, jedoch die Achseln zuckten und sagten, es werde mir aber übel werden. „Meine Herren,“ erwiderte ich, „ich habe leider schon so viele Kriege mitgemacht, daß ich weit mehr Tote und Zerrissene gesehen habe als ihr auf eurem verdammten Amselfelde!“ Dort hatte nämlich die berühmteste Schlacht Jugoslawiens, ich glaube allerdings schon vor fünfhundert Jahren, unter einem gewissen Skanderbeg stattgefunden. Die beiden Ärzte fingerten also sicherheitshalber noch ein wenig an der Ostraczewska herum, die unten ohne dazuliegen, worauf sie laut schrie, dann wurde sie auch noch weiter ausgekleidet. „Nur die Schuhe,“ zischte ich ihr zu, „behalt an, um des Himmels willen!“ und als man sie ihr trotzdem auszog, zog ich sie ihr wieder an. Dann ward sie lokalanästhesiert und aufgeschnitten, und was sich herausstellte, war dieses:

Der „Stern von Florenz“ hatte, seiner Größe wegen, zwar nicht in ihren Wurmfortsatz einzudringen vermocht; aber den Blinddarm selbst, das blinde Ende des Dickdarms also, in das er geraten war, hatte er mit seiner scharfen Spitze schwer

verletzt; und die Verletzung hatte bereits zu eitern begonnen. Die beiden Jugoslawen sagten also: „Sollte man so was glauben!“ schnitten die Verletzung weiter auf und holten den „Stern von Florenz“ heraus. Die Ostraczewska und ich griffen gleichzeitig danach. Ich aber war der Schnellere. „Was ist denn das?“ riefen die Jugoslawen.—„Eben doch,“ sagte ich, „keine Sie, sondern ein Er!“

„O gib ihn mir!“ rief die Ostraczewska. Aber es half ihr nichts. Dieses Stück des „Florentiners“, der schon in der Schlacht von Granson, vielleicht am Sturmhute Karls des Kühnen, jedenfalls aber am Busen der Contessa Palatina, am Bügel der Krone des Heiligen Römischen Reichs, in der Hutagraffe des Kaisers Franz von Lothringen und bei soundso vielen andern Gelegenheiten gegläntzt hatte, blieb fest in meiner Hand; und die Jugoslawen säuberten der Ostraczewska den Blinddarm und die Bauchhöhle und nähten die Weinende, nach dieser unerhörten Abtreibung, mit großen, gleichsam balkanesischen Stichen wieder zu.

Um die Ostraczewska zu trösten, veranlaßte ich vor ihren Augen, daß der „Stern von Florenz“, von dem sie mählich, sobald sie nur den Schock überwunden hatte, wieder von einem Er statt von einer Sie zu sprechen begann, im Tresor des Spitals hinterlegt wurde; und nur auf Grund von unser beider gemeinsamen Unterschriften sollte er wieder ausgefolgt werden dürfen.

Danach kam ich, nach all diesen Ereignissen, so weit zu mir selbst zurück, daß ich mich über unsere noch immer nicht erfolgte Verhaftung zu wundem begann. Aber wir blieben auch weiterhin auf freiem Fuß beziehungsweise im freien, wenngleich—und zwar nur von der Ostraczewska—belegten Spitalsbett. Denn sie brauchte eine ganze Zeit, um sich wieder zu erholen. Inzwischen holte ich meinen Wagen aus jenem Wäldchen bei Mainz, ja ich hatte schließlich sogar die Frechheit, unser Gepäck aus dem Hotel zu holen, aus welchem es zu holen wir in der ersten Aufregung nicht gewagt hatten.

Nun aber folgte man mir's ohne weiters aus. Nur die Rechnung für unsere so lange nicht gekündigten Zimmer war unterdessen ziemlich hoch aufgelaufen.

An der „Ständigen Juwelenausstellung“ schlich ich freilich ziemlich scheu vorüber. Aber auch ihr war, zumindest von außen, nichts Ungewöhnliches anzumerken.

Ich begriff das alles nicht; und als die Ostraczewska nur wieder bewegungsfähig geworden war, holten wir den „Stern von Florenz“ aus dem Tresor, und ich packte sie zusammen, lud sie in den Wagen und fuhr mit ihr nach Amsterdam.

Kapitel 12

Ich bitte meine Leser, sosehr sie sich auch schon in meine Schicksale eingelezen haben mögen, um Entschuldigung, wenn ich diesen meinen zum größten Teil wahrheitsgetreuen und nur zum geringen Teil zusammengefabelten oder eigentlich bloß verschleierten Bericht ziemlich abrupt beende—allzu schmerzlich ist es mir ja, das Ende meiner Abenteuer niederzuschreiben.

In Amsterdam nämlich erkundigten wir uns beim Portier des Hotels, in welchem wir abgestiegen waren, nachdem wir zweimal mit Erfolg vermieden hatten, samt

dem Wagen in eine der unabgesicherten Grachten zu stürzen—erkundigten wir uns also bei unserm Hotelportier, wer von den Edelsteinhändlern Amsterdams den schlechtesten Ruf habe. Denn eben diesen Herrn wünschten wir aufzusuchen.

Der Hotelportier sah uns an, dann sagte er, er dürfe zwar nicht geradezu der Überzeugung Ausdruck geben, daß alle Edelsteinhändler am hiesigen Platze unter anderm auch ihren eigenen Vorteil nicht ganz aus den Augen verlören; wenn wir aber wissen wollten, wer ihn am wenigsten aus den Augen verlöre, so sei dies ein gewisser Mijnheer van Serooskerken in dieser und jener Straße. Früher habe er zwar anders geheißen, nämlich ausländisch, denn er ändere durchschnittlich alle zwei Jahre seinen Namen, jetzt aber werde er diesen seinen echt holländischen Namen wohl eine Zeitlang behalten.

Wir begaben uns also zu Herrn van Serooskerken, holten nicht ohne eine gewisse Geheimniskrämerei, welche ihn wissen lassen sollten, daß es mit dem „Stern von Florenz“ etwas auf sich habe, den Stein hervor und fragten, mit wieviel wir rechnen könnten, falls wir uns entschließen würden, dieses alte Familienstück loszuschlagen.

„Ach, der *Stern von Florenz!*“ sagte Serooskerken zu unserem nicht geringen Erstaunen, griff nach dem Steine und drehte ihn mit einer gewissen Jovialität in den Händen hin und her. „Siehe da! Also,“ setzte er hinzu, „daß er von Ihnen, Herr von Noville, ein altes Familienstück ist, möchte ich nicht unbedingt bestreiten. Das ist branchenbekannt. Aber daß er auch ein Familienstück dieser Dame hier ist, Ihrer bezaubernden Begleiterin, ist mir neu. Doch lernt man ja nie aus. Und trennen wollen sich die Herrschaften also von dem Steine?“

„Ja,“ stotterte ich. Denn ich wußte im Momente überhaupt nicht, was ich aus seiner geradezu verstörenden Sachkenntnis vom Steine und unseren Personen machen sollte; und ich gestehe, daß ich sogar an Heidruns Beinen hinunterschielte, ob sie sich etwa heimlich die Schuhe ausgezogen habe. Ein verhängnisvolles Gewölk—davon war ich überzeugt—braute sich über unseren Häuptern zusammen.

„Also gut,“ sagte Serooskerken, „zehn blanke Hollandgulden—Hölden heißen sie auf holländisch—kann ich Ihnen für das Ding ja geben.“

Ich glaubte verrückt geworden zu sein, und auch die Ostraczewska glaubte wahrscheinlich dasselbe von sich selber.

„Erstaunt Sie das so?“ fragte Serooskerken. „Nun, es ist in der Tat ein ziemlich hoher Preis, aber in den europäischen Schatzkammern—die russischen mit inbegriffen—sind ja die Imitationen oft sehr gute, und insbesondere in Wien waren sie vortrefflich. Dieses Stück zum Beispiel“—und er warf den „Stern von Florenz“ auf den Ladentisch, daß er vor uns hinkollerte—„dieses Stück ist im buchstäblichen Sinne bloß ein Stück, nämlich eines von der Imitation des Florentiners, die in der Wiener Schatzkammer schon auftauchte, als der eigentliche Florentiner noch in Florenz war, so um etwa 1600 etwa...“

„Herr van Serooskerken,“ stotterte ich, „machen Sie keine Witze! Schon bei unserer Ankunft in Amsterdam hat man uns gesagt...“

„...daß mein Ruf nicht der beste ist? Möglich, möglich, alle Welt lebt ja eigentlich vom Betrügen, nicht nur im Geschäft, sondern auch in der Ehe, doch Sie beide sind ein zwar ungleiches, aber dennoch so charmantes Paar, daß ich mir sogar den Luxus leisten würde, Sie nicht zu betrügen...“

Ich raffte den „Stern von Florenz“ auf, wir stürzten aus dem Laden, und er lachte so wohlwollend hinter uns drein, wie nur Leute wohlwollend lachen können, welche andre Leute, für die sie eine Schwäche haben, dennoch von Grund auf hineinzulegen das Herz haben.

Aber auch die andern Edelsteinhändler, zu denen wir eilten, boten uns nicht einmal zehn Gulden für den Stern von Florenz—höchstens sieben oder acht.

Ganz verstört kehrten wir wieder in unser Hotel zurück.

„Nun,“ sagte der Portier, „haben Sie gute Geschäfte mit Herrn van Serooskerken gemacht? Es gibt allerdings auch Leute, welche sagen, daß er eigentlich besser ist als sein Ruf...“

„Na ja,“ sagte ich, „in einen gewissen Charme einzuwickeln weiß er seine Schlechtigkeit schon, und das ist eigentlich das Beste, was man auch von einem an sich guten Menschen sagen kann...“ Dann fuhren wir mit dem Lift hinauf, und ich trat mit der Ostraczewska in ihr Zimmer.

„Eigentlich,“ sagte ich, „könntest du mich nach all diesen Donnerschlägen nun wirklich erhören! Und wir wollen auch, deiner Narbe wegen, recht vorsichtig sein...“

„Ja,“ hauchte sie, als sei sie immer noch mit dem „Stern von Florenz“ befruchtet, „aber war ich denn nicht längst schon die deine? ...“

Dabei zog sie sich bereits die Schuhe aus.

Aber das war mir nun schon egal.

Und ich warf den „Stern von Florenz“ hin und nahm sie in die Arme.

Zum Abschluß

Bis gegen Abend blieben wir im Bette liegen, teils schliefen wir, teils lagen wir auch wieder wach, danach erzählte mir die Ostraczewska ihre Geschichte.

Sie war aus keiner schlechten Familie und stammte aus der Gegend von Posen, wo ihre Eltern auch noch zurückgeblieben und von den Polen erschlagen worden waren, wenngleich sie selber einen polnischen Namen führten. Sie selbst aber war, noch als kleines Kind, auf einen Treck geworfen und nach Westdeutschland verbracht worden, wo sie von entfernten Verwandten aufgezogen worden war... ich vermied es, sie nach den Einzelheiten dieses ihres Heranwachsens zu fragen. Ich hatte es ja auch bisher vermieden, irgendwelche Fragen an sie zu stellen. Nur warum sie durchaus über den Eisernen Vorhang gewollt hatte, interessierte mich.

Doch zuckte sie bloß die Achseln und gab mir keine Auskunft.

„Und dieser Mensch,“ sagte ich, „den man nach Rußland verschleppt hat, dieser Vockstätten—ist er wieder zurück? Hat man ihn je wieder gesehen?“

Sie sah mich an.

„Natürlich,“ sagte sie. „Sie haben ihn nicht einmal bis Magdeburg gebracht, dann ist er der blöden Bande schon durch.“

„Und du?“ fragte ich. „Hast du ihn seither noch gesprochen?“

„Ach was!“ sagte sie. „Was interessiert mich der! Ich interessiere mich wirklich nur noch für unser Kind.“

„Unser...“ stotterte ich.

„Ja,“ sagte sie und lächelte ganz merkwürdig und schon ein wenig zerlassen wie eine Schwangere. „Deines und meines.“

Ich überlegte, so schnell ich konnte. Aber dann sagte ich mir, daß man eigentlich nur zwei Arten von Frauen heiraten könne: solche, die schon vor der Ehe alles getan hatten, was nur möglich war, und andre, die erst in der Ehe alles, was nur möglich war, zu tun entschlossen waren; und wirklich betrogen hatte mich ja, zumindest bisher, auch gar nicht sie, sondern bloß der „Stern von Florenz“.

„Soso,“ sagte ich also. „Na ja. Das freut mich aber. Wollen wir also heiraten?“

„Gern,“ sagte sie ohne alle Emphase.

Autobiographische Notiz

Zu Wien im Äußeren Burgtor, das vom Heldenplatz auf die Ringstraße führt, befindet sich rechter Hand in dem dort für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs eingerichteten Mahnmal folgende Inschrift:

AN DER STELLE DES
OESTERREICHISCHEN HELDENDENKMALS
WO SICH EINST DIE BURGBASTEI BEFAND
WURDE WAEHREND DER ZWEITEN TUERKEN-BELAGERUNG
IM JAHRE 1683
DER HAUPTANGRIFF DES FEINDES GEFUEHRT
HIER WAR ES
WO DEM VORDRINGEN DER OSMANEN NACH WESTEN
ENDGILTIG EINHALT GEBOTEN WORDEN IST

Hievon berichtet ein im Jahre 1767 zu Wien bei Franz And. Kirchberger von einem sicheren B. W. herausgebrachtes Buch:

Den 3. August, in der Nacht gegen 10 Uhr, hat der Feind die Anglesalientes der Kontreskarpe vor dem Ravelin des Burgtors erneut attackiert, emportiert und sich in der Kontreskarpe logiert, die ihm, ob es ihm gleich eine gute Weile disputiert worden ist, also zwar, daß er das vierte Mal daraus geschlagen wurde, am Ende doch hat überlassen werden müssen; bei welcher Aktion Herr Oberstleutnant Kottulinsky vom Starhembergischen Regiment, Herr Hauptmann Lornee und ein Fähnrich von eben diesem Regiment tot geblieben sind.

Ich gebe hier nun die Liste der in kaiserlichen Diensten gefallenen, sonstwie beinträchtigten oder mit ihnen verwandten Personen namens Lierneux, Lernet etc.

Ich beginne mit einer Barbe de Lornet, die, noch in Belgien, woher die Familie gekommen ist, um 1600 einen Baron Gérard de Gorcey geheiratet hat (Poplimont, *La Belgique Héraldique*, Tome V, p. 86).

Weiters erwähne ich Messire Gaspar de Lierneux, geb. 1633, vermählt mit Marie de Tournon, einer Verwandten der du Barrys und des in Frankreich so berühmten Hauses Rohan.

Die Gefallenen sind nun diese:

1. Hauptmann Lornee. Nach den gleichzeitigen Druckwerken von Rues (S. 38), Huhn (S. 180) und Boethius (L, 87) ist der Hauptmann Lornee vom Rgt. Alt-Starhemberg am 3. Aug. 1683 bei Verlust der Kontreskarpe vor dem Burgravelin zu Wien gefallen. Wird auch Loernee geschrieben. Ist kein Nachfahre des Gaspard und der Marie de Lierneux.

2. Johann de Lernee. Hauptmann bei Alt-Starhemberg, genannt in den Hofkriegsratsprotokollen, Registratur 1685, April 16, fol. 197, gerühmt bei der Belagerung von Ofen zum 9. Juli 1686, Feldakten 1686-13-48, Journal Falkenhain, laut HKR-Protokoll vom 16.4.1685 wegen Exzesses in Waidhofen in Arrest genommen, gefallen laut Verlustliste zum 27./28. Juli.

Die Verlustliste lautet: Starhemberg Regiment, Tode: Ernst Graf Kalckreuth, Johan de Lerne, Ernestus Gualli di Roma, Joh. Gottfr. Bürger, Friedr. Graf von Kuofstein.

Johan de Lemee ist also nicht, wie das *Annuaire de la Noblesse Beige* vom Jahre 1876, Seite 187, sagt, 1683, sondern 1686 gefallen. Das *Annuaire* verwechselt ihn also mit Hauptmann Lornee Nr. 1 und Budapest mit Wien, was ein schlechtes Licht auf die Verlässlichkeit des *Annuaire* wirft.

3. Ferdinand de Lierneux, Premierleutnant bei Alt-Starhemberg, angeblich gefallen im Türkenkrieg: siehe Nr. 6, Leronoe.

4. Arnold de Lernee: Hauptmann bei Alt-Starhemberg, verwundet bei Slankamen 1691, im gleichen Jahr gestorben zu Preßburg. Meldung des Magistrats Preßburg über seine hinterlassenen Mobilien. Als tot gemeldet HKR Prot. Justiz 1692, Januar 8. Heißt abwechselnd Reveneu, Leveneus und Lernou.

Von seinem Sohn Arnold dem Jüngeren ist in den HKR-Protokollen nichts erwähnt, ebensowenig von Franz Hermann, Herrn auf Terbrouck à Stary und von dessen Sohn Joseph Alexis, geb. 1700, gest. 1772, ∞ Marie de Sire de Gougnyes. Auch dessen 12 Kinder nirgends erwähnt. Sie alle sind ausgestorben.

5. Niclas Lernet, verschrieben Lehnel, Fähnrich bei Alt-Starhemberg, 13/3 (Band 1691—1697), Acten des Türkenkrieges 1693.

6. Lernouoe oder Leronoe, Leutnant bei Alt-Starhemberg, 13/3, 1693, vielleicht identisch mit Nummer 3.

7. Lerneux, Leutnant bei Alt-Starhemberg, genannt in der Musterliste der Regimente vor Belgrad (Feldakten), vielleicht identisch mit Nummer 6.

8. Charles Herman de Lerneux de Presle, *tué au service*. 1694.

9. Frédéric baron de Lerneux (de Presle), *capitaine des dragons* + 1695.

10. de Liornais, tot 1701, 13/1 i.

Ich selbst heiße Alexander Lernet-Holenia. Mein Vater war Alexander Lernet, Linienschiffsleutnant, und, nachdem er veranlaßt worden war, seine Charge niederzulegen, Kapitän langer bzw. großer Fahrt. Meine Mutter war Sidonie Boyneburgk-Stettfeld, geb. Holenia. Der Vater meines Vaters war der Rittmeister im Kürassierregiment Auersperg Norbert Lernet und, nachdem er veranlaßt worden war,

dieses Regiment zu verlassen, Gendarmeriemajor. Der Vater meiner Mutter war der Hauptgewerke Romuald Holenia, Sohn des Hauptgewerken Franz Seraphikus von Hollénia.

Mein Großvater Norbert Lernet ließ sich am 17. September 1830 zum Kürassierregiment Nr. 5 assentieren, wurde 1837 Unterleutnant und 1844 Oberleutnant. Als letzterer und als Brigade- und Divisionsadjutant des Divisionärs FML Franz Graf Schaffgotsche machte er im Jahre 1848 den Feldzug gegen Italien mit und nahm an den Schlachten und Gefechten von Udine, Treviso, Vicenza, Curtatone und Montanara teil. Sekonde-Rittmeister mit dem Range vom 1. Januar 1849 geworden, übernahm er das Kommando der 3. Eskadron seines Regiments und machte im Winterfeldzug gegen Ungarn die Expedition auf Tokaj, die Schlacht von Kápolna, alle Gefechte bis zum Rückzug nach Preßburg und am 20. April die Schlacht von Komorn mit. Dabei rettete er mit seinen 80 Reitern einen Munitionstrain, wofür ihm am 20. Oktober 1850 durch Reskript Nr. 4143/D. K. die Zufriedenheit des Oberkommandos aus Pest mitgeteilt wurde; und auf dem Rückmarsch nach Ungarn hieb er mit seiner Eskadron die bei Pered in Bedrängnis geratene 2. Eskadron des Rittmeisters Schindlöcker heraus, was in der Geschichte seines Regiments, der späteren 5. Dragoner, ausdrücklich vermerkt ist.

Mit dem Kronorden III. Klasse ausgezeichnet, wurde er als Träger dieses Ordens in den Militärschematismen von 1850 und 1851 geführt.

Ab 1852 aber scheint er in den Schematismen ohne Kronenorden auf.

Am 1. April 1851 noch zum Rittmeister I. Klasse befördert, sah er sich überdies zur Gendarmerie transferiert; und im Staatsarchiv wurde mir versichert, daß die aktenmäßigen Unterlagen zum Verluste des Kronenordens nicht nur im Archiv des Kronenordens selbst, sondern auch in der kaiserlichen Kabinettskanzlei vollkommen fehlen. Der Fall ist einzigartig. Die Ursachen sind völlig unbekannt.

Vom 3. Gendarmerieregiment, in welchem er seit 1851 diente, wurde Norbert Lernet am 18. Juli 1855 zum 4. Gendarmerieregiment versetzt. Am 15. Juni 1857 noch zum Major ernannt, wurde er in den Konduitelisten dieses Jahres weiterer Beförderung noch für vollkommen würdig befunden. 1859 aber heißt es in der Individualbeschreibung des 8. Gendarmerieregiments, wohin er am 10. September 1859 transferiert worden war: „Die Qualifikation zur Beförderung kann dermalen nicht ausgesprochen werden, da der Herr Major gesetzwidriger Vorgänge beschuldigt und deren Untersuchung noch im Gange ist.“ Am 3. September 1860 suchte Erzherzog Wilhelm beim Kaiser an, den Major in den zeitlichen Pensionsstand versetzen zu dürfen, und mit ihm wurden die Oberleutnants Alexander Appel und Johann Branlik, offenbar seine Sekundanten bei einem Duell, suspendiert. Auch in betreff der gerichtlichen Untersuchung beziehungsweise des Offiziersprozesses, der beim 17.—offenbar dem ehemaligen 8.—Gendarmerieregiment stattfand, fehlen alle Akten. Vorhanden ist nur noch das folgende Schreiben des Kriegsministers an den Kaiser:

Centralkanzlei des Kriegsministeriums No. 455.

Allergnädigster Herr!

Die Gendarmerie General Inspektion hat mit dem ehrfurchtsvollst anverwahrten Berichte hierher angezeigt, daß die gegen den Major Norbert Lernet des früheren 8. Gendarmerieregiments anhängig gewesene gericht-

liche Untersuchung, bis zu deren Ausgange er über hierortigen Antrag mit der Allerhöchsten EntschlieÙung vom 8. September 1860 in den zeitlichen Pensionsstand versetzt wurde, nunmehr beendet sei.

Obwohl das Resultat derselben ein solches ist, daß dem Major Lernet nichts zur Last gelegt werden kann, was zu einer kriegsrechtlichen Verantwortung desselben geeignet wäre, so glaubt dennoch der Gendarmerie General Inspektor diesem Stabsoffizier die volle Befähigung zum aktiven, insbesondere aber zum Gendarmeriedienste absprechen zu müssen, weil durch mehrfache Momente zweifellos dargethan ist, daß ihm die nötige Ruhe und Leidenschaftslosigkeit mangelt, dann daß er sich leicht überstürzt und unüberlegt handelt.

Ich erlaube mir somit, Eure Majestät ehrfurchtsvollst zu bitten, die definitive Pensionierung des Majors Lernet allergnädigst anordnen zu wollen.

Franz Joseph Degenfeld FZM

Diese Pensionierung hat der Kaiser, wie seine Unterschrift bezeugt, am 19. Januar 1861 dann auch in der Tat angeordnet.

Bis Ende Oktober hatte Norbert Lernet 29 Jahre, 1 Monat und 14 Tage gedient.

Dekoriert war er zuletzt, statt mit dem Kronenorden, nur mehr mit dem Offiziersdienstzeichen I. Klasse gewesen.

Auch sein ältester Sohn, gleichfalls Norbert, Oberstleutnant im Generalstabe beim IX. Korps in Josefstadt, hatte im Jahre 1906 einen Konflikt mit dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, weil er diesem Erzherzoge eröffnete, einem von ihm gegebenen falschen Befehl nicht nachkommen zu wollen. Er war also genötigt, den Generalstab zu verlassen und das Landwehrinfanterieregiment Nr. 2 zu übernehmen, das er jedoch schon in den ersten Wochen des Ersten Weltkrieges fast völlig verlor, so daß er sich erschöß.

Meines Vaters militärische Schicksale habe ich bereits oben angedeutet.

Und mich selbst ersuchte schließlich die Vereinigung ehemaliger österreichischer Kavallerieoffiziere, ihre Zusammenkünfte zu meiden, da ich mit ihnen in betreff ihrer Tapferkeit nicht der gleichen Meinung gewesen war wie sie selber.

